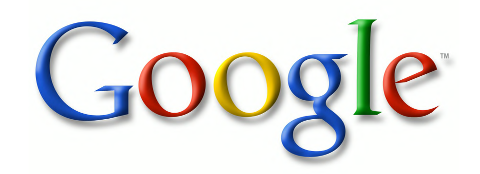
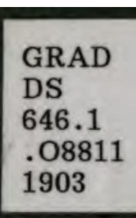




Pflanzer- und Jägerleben auf Sumatra



von

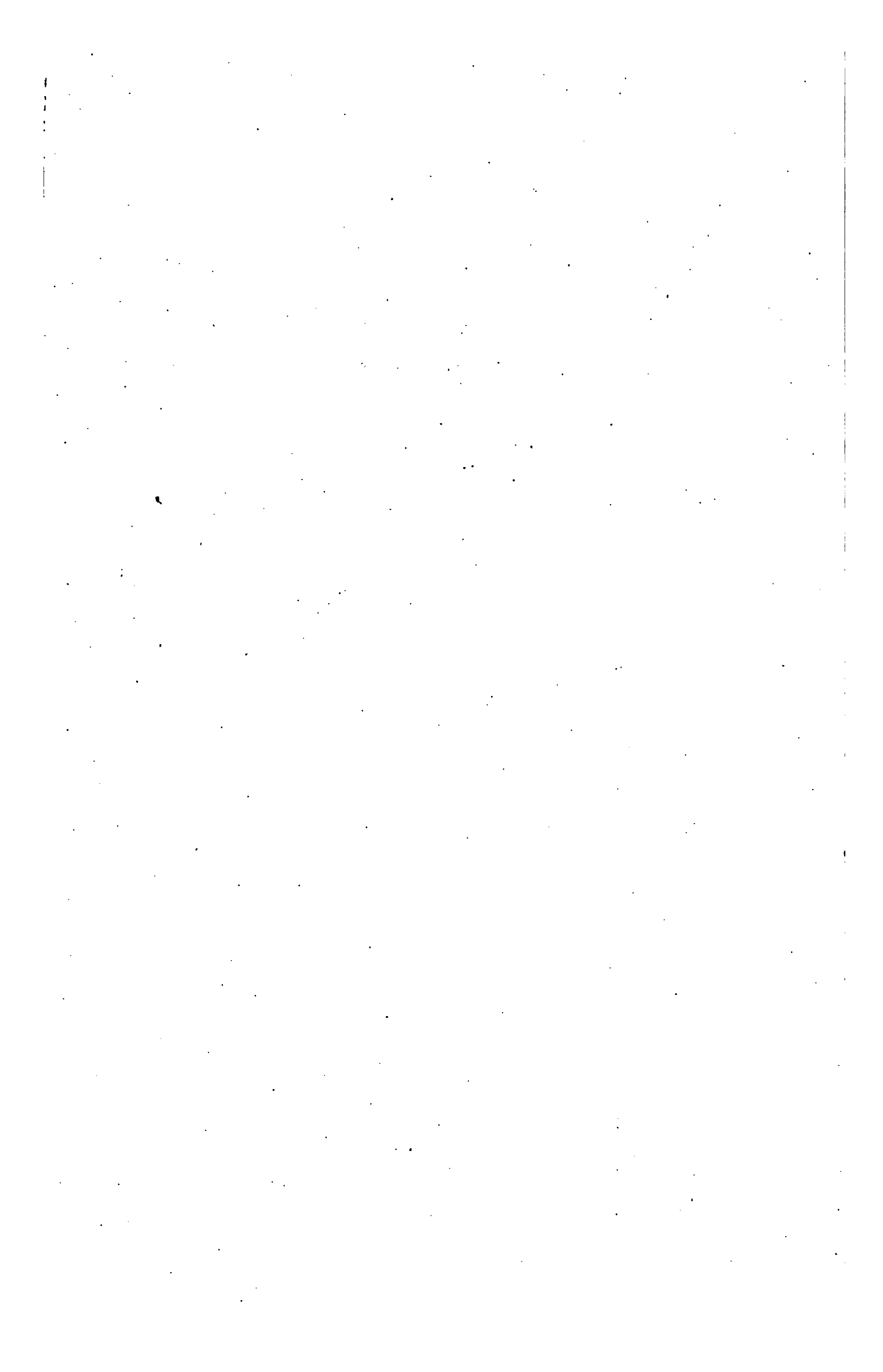
Eduard Otto



Berlin
Verlag von Wilhelm Süsserott.



H H Bartlett
1 March 1921



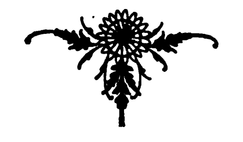


Der von mir am Sungei Ular (Schlangenfluss) mit einer Kugel gefällte Urwaldriese.

Pflanzer- und Jägerleben auf Sumatra.

Von

Eduard Otto.



Wilhelm Süsserott.
Verlagsbuchhandlung.
Berlin.
1903.

Während einer 40tägigen, interessanten Fahrt von Hamburg nach Sumatra, dem Ziel meiner Wünsche, liess ich mich von „Niobe", dem Dampfer, wohlig und frisch in den Wellen der Meere schaukeln, ohne auch nur einmal dem Meeresgotte meinen schuldigen Tribut zahlen zu müssen, obwohl wir einen tüchtigen Südwestmonsum zu bestehen hatten, welcher uns 4 Tage in aufgeregtester Spannung hielt. — Alles, was dem geübten Auge des Kapitäns auch nur im geringsten nicht niet- und nagelfest erschien, wurde in dem unteren Raume des Dampfers verstaut oder auf Deck mit kräftigen Stricken befestigt. Die Luken wurden dicht gemacht, schwere Taue zum Festhalten über das ganze Deck gezogen und nun brachs los: heulend pfiff der Sturm durchs Takelwerk, der Himmel verfinsterte sich, grelle Blitze erhellten die finstere Nacht, prasselnd schlug der Regen an Deck, und das Schiff begann in einer für uns Landratten höchst ungemütlichen Weise zu rollen und zu stampfen. Ich stand am Hinterdeck, mit den Armen eine Eisenstange umschlungen haltend, fest in den Mantel gehüllt und schaute, meiner Ohnmacht bewusst, auf die erregten Elemente und wiederum bewundernd auf die ruhige Haltung des Kapitäns, dessen feste Kommandostimme als einziger menschlicher Laut an mein Ohr klang. Bei dem immer mehr zunehmenden Stampfen des Schiffes, bei welchem ich oft glaubte in die drohenden Wolken

zu fliegen, wobei das Gerassel und Wirbeln der Schraube mich unheimlich berührte, dann wieder das Gefühl hatte, als ob der Boden unter mir schwände, wenn das Heck sich senkte und dicht neben mir die Wogen gierig am Bord leckten und beim Rollen des Schiffes dieses vollständig überfluteten, so dass man sich hüten musste, die Hände frei zu lassen, um nicht mit ins nasse Element geschleudert zu werden — da überkam mich zu meiner Freude das Bewusstsein, das mich auch nicht täuschte, das Gefühl der Seefestigkeit, und daher genoss ich das grossartige Schauspiel bis spät in die Nacht hinein und suchte erst gegen Morgen meine Kabine auf. Doch besser hätte ich gethan, derselben fern zu bleiben, denn mit bestem Willen war es mir unmöglich, bei dem Rollen des Schiffes mich im Bette festzuhalten. Krampfhaft stemmte ich Hände und Füsse nach beiden Seiten, um das Gleichgewicht zu bewahren, doch kaum hatte mich die Müdigkeit übermannt, als ich auf unzarte Weise wieder aus Morpheus Armen gerissen wurde und ich mein Lager von unten bewundern konnte. Dies wiederholte sich mehrere Male, so dass ich es resigniert vorzog, mich im Speisesaal, welcher glücklicherweise menschenleer war, auf die Erde zu legen und mich mit dem Plaidriemen, über Brust und Füsse zwischen Bänken und Tisch eingekeilt, festzubinden. — Der Morgen fand mich als Ersten der Passagiere wieder an Deck. Mit ungeschwächter Kraft zerrte der Sturm am Takelwerk des Schiffes, und wenn eine lang herziehende mächtige Woge, in der man neben sich gewaltige Meeresbewohner in Gestalt von Delphinen dahergleiten sah, sich gegen das Schiff stürzte und die überspritzenden Wasser mit Donnergekrach auf das Deck fielen, wankte dieses so sehr auf die andere Seite, dass der Bord die See pflügte und gewaltige Mengen Wasser überholte. Die unteren langen Raen berührten fast den Wasserspiegel, aber

doch kämpfte sich das stolze Schiff schnaubend und stöhnend durch. Im Lauf des Tages wurde von einer mächtigen seitwärts rollenden Woge, die das ganze Schiff mit Wasser überflutete, eine der zum Hinterdeck führenden eisernen Treppen losgerissen. Der Steward flog mit vollem Servierbrett lang über Deck und war kreuzfidel, dass nicht er, sondern nur die Schüsseln und Teller zersplittert und teilweise über Bord geflogen waren. So tanzten wir das Unwetter hindurch, die Sonne schien, der Sturm liess nach und von Ceylon bis Pulo Penang hatten wir eine Fahrt so ruhig, so schön, so klar, wie man sie sich auf den Wellen des Rheins nicht schöner denken kann. Die See lag da wie ein Spiegel, die einzigen Hügel, welche man auf dem Spiegel des Wassers erkennen konnte, waren die Flossen und Rücken von zahllosen Delphinherden, welche das Schiff lustig auf kurze Zeit begleiteten und dann ihre Strasse hüpfend und springend weiterzogen.

Atschin Head, die Spitze Nord-Ost-Sumatras, kam in Sicht und zeigte dem Auge nichts als undurchdringlichen Wald. Bald entschwand Sumatra unsern Blicken, und wir näherten uns Pulo Penang, jener lieblichen den Engländern gehörigen Insel, auf welcher ich meinen Dampfer, der mich bis hier so sicher geleitet, verlassen musste, um mich und mein Gepäck einem kleinen Küstendampfer, welcher noch selben Tages nach Sumatra abging, anzuvertrauen. Durch schmierige Chinesen, Schmutz, Schweine in Körben und Hühner musste ich mir einen Weg auf das Deck bahnen. Von einem Europäer oder Kapitän keine Spur. Durch einen dickbauchigen Chinesen, welcher etwas englisch verstand, liess ich mir meine Kabine 1. Klasse anweisen. Was ich fand, war ein kleiner erbärmlicher Raum, in welchem ich mein Handgepäck verstaute, während meine Kisten und Kasten zwischen den Schweinen aus dem himmlischen Reich ihren Platz fanden. Die Zeit

der Abfahrt war gekommen, die Schiffspfeife ertönte und nachdem ich vergebens von der Kommandobrücke aus circa 1 Stunde nach dem Kapitän Ausschau gehalten, kam dieser endlich, von Malayen gerudert, in einem kleinen Boote mit glührotem Gesicht dahergeschwommen und wankte mit Mühe an Bord. Ich näherte mich ihm, um mich ihm als einzigen europäischen Passagier vorzustellen, als er mir sofort ein Glas Whisky-Soda anbot, welches freundliche Anerbieten sich bei der 16 stündigen Überfahrt noch öfters, als diese Stunden zählte, wiederholte, für welches ich aber jedes Mal ebenso höflich wie bestimmt ablehnend dankte. Doch schien er den Durst, den er in mir vermutete, doppelt in sich selbst zu empfinden, er trank und trank, bis er in sich selbst zusammensank. Der Anblick eines solchen Kapitäns wurde mir so widerwärtig, dass ich mich nach dem Abendessen in meine Kabine zurückziehen wollte, aber kaum hatte ich mich zu behaglicher Ruhe hingestreckt, als ich entsetzt wieder auffuhr, denn wenn auch mein Hauptinteresse den Tieren gewidmet war, so sehnte ich mich doch nicht darnach, die Bekanntschaft derjenigen auf freundschaftlicherem Fusse zu machen, welche mein Bett als ihren gerechten Wohnsitz eingenommen hatten. Ich flog in die Kleider, die ich kaum verlassen, suchte, um Ruhe zu finden, die Kommandobrücke, den einzigen Fleck, wo ich Ruhe vor dem Gesindel des Schiffes zu hoffen glaubte, auf, sah mich aber arg enttäuscht, denn der Kapitän schnarchte auf seinem langen Rottanstuhl mit den Schweinen in den rollenden Körben um die Wette, sein Whisky stand neben ihm, und ich versuchte ihn zu wecken. Es war vergebens. Er schlief noch, als wir die Küste von Sumatra in Sicht bekamen; — er schlief, als der malayische Steuermann immer ängstlicher am Ruder stand, bis wir die Bojen, die die Fahrstrasse nach dem Wampuflusse anzeigten, passierten, er schlief, als urplötzlich

der kleine Dampfer sich kreischenden Tones in den Sand einbohrte, und schlief ruhig weiter, während die malayischen Bootsleute die See peilten, und selbst der widerliche Duft, der den Töpfen der ihr Essen kochenden Chinesen entströmte, vermochte ihn nicht seinem Schlafe zu entreissen. Ich gebot dem Steuermann, der das Schiff von Penang bis hier einzig und allein geführt hatte, den Kapitän aus seinem Schlummer zu wecken, doch war er zu ängstlich hierzu und sah ich mich veranlasst, diese schwierige Arbeit selbst zu vollbringen. „Whisky-Soda“ war das erste Wort, welches der total betrunkene Kapitän ausstiess. Ich machte ihn mit der Sachlage bekannt; er stierte erst nach der Küste, gestikulierte mit den Händen in der Luft herum, sah nach seiner Uhr, legte sich wieder lang, leerte den Rest seines Whiskys und schnarchte weiter. Drei Stunden lang lagen wir still, endlich gelang es dem Steuermann, das Schiff durch Rückwärtsbewegung der Schraube und mit Hilfe der Flut wieder flott zu machen, und wir näherten uns nun langsam aber sicher der Quala Wampu, der Mündung des Wampuflusses, an der ich als einzige menschliche Behausung einen hohen, hölzernen Wartturm erblickte, und weit hinaus am Ufer waren Stangen und Reusen im Meere befestigt, die darauf schliessen liessen, dass auch die Eingeborenen des Landes hier einen grossartigen Seefischfang betreiben mussten. Braunes, dunkles Wasser zeigte uns den Wampufluss an, in den wir auch bald unter schrillem Pfiff der Schiffspfeife einbogen. Rechts und links dichte, undurchdringliche Mangrovenwaldungen, einzig und allein Wohngebiet der Affen und der Leistenkrokodile, welch letztere sich hie und da träge aus dem Uferschlamm ins Wasser wälzten, während uns die Affen mit fröhlichem Schreien begrüssten.

Beim Anblick eines mächtigen Krokodils ergriff ich die Windchester-Repetierbüchse des Kapitäns und sandte

ihm einen wohlgezielten Schuss auf den Panzer. In mächtigem Bogen sich rückwärts mit seiner ganzen Länge überschlagend, indem es sich mit den Vorderfüssen in die Luft schleuderte, verschwand dies von den Eingeborenen mit Recht gefürchtete Ungeheuer in der Flut. Weithin hallte der Schuss durch die Waldungen, welche so jungfräulich erschienen, als ob sie nie ein menschlicher Fuss betreten hätte. Doch belehrten mich bald darauf mehrere langgestreckte, bis zu 8 Mann bemannte Boote (sampan) der Malayen eines Besseren.

Nackte, sehnige Gestalten mit grossen, tellerförmigen Hüten aus Rohrgeflecht, vereinzelt in malerischer Tracht, in grellste Stoffe eingehüllt, zogen oft an uns vorüber und verschwanden rechts und links von uns in kleinen Nebenarmen des Wampuflusses, um dort dem Fischfang obzuliegen. Zuweilen soll es ihnen gelingen, meistens durch Zufall, eine der hier lebenden Sirenen oder Seekühe, den „Dujong“, in ihre Gewalt zu bekommen. — Ihre Sampans sind stets aus einem einzigen Stamme angefertigt und verlangen eine sehr sorgfältige Führung und götzenähnliches Stillsitzen. Sie sind im Verhältnis zur Länge ausserordentlich schmal gebaut, beim Überbordbiegen würde der Sampan unfehlbar umschlagen und die Insassen gefährden, den hier häufigen Krokodilen zur Beute zu fallen. — Bei jeder Biegung des Flusses ertönte die Schiffspfeife, um eventuell herankommenden Sampans der Eingeborenen Zeit zu geben, sich an der Nähe des Ufers zu halten, um nicht überfahren zu werden. Einige wenige Reiher, desto mehr braune, weissköpfige Flussadler, waren das einzige ausser obengenanntem Getier, das hier sein Wesen zu treiben schien.

Der dichte, üppige Wald lichtete sich, vereinzelte Hütten der Eingeborenen, welche vor allem hier in der Nähe der Küste die Fabrikation des Attapps betreiben,

zeigten sich, und so näherten wir uns langsam dem vorläufigen Endziel meiner Seefahrt, der Hafenstadt.

Attapp spielt eine ausserordentlich wichtige Rolle in Sumatra, denn er dient genau zu demselben Zwecke, wie bei uns zu Lande der Schiefer. Der Attapp ist das Blatt gleichbenannter Palme, welches auf Leisten der Nibungpalme schuppenartig aufgereiht, mit Rottan festgenäht und dann getrocknet wird. Er dient zur Bekleidung der Wände und der Dächer. Der Eingeborene benutzt ihn ebenso wie der Europäer zur Herstellung seines Hauses. Fast sämtliche Gebäude in Sumatra O. K., seien es nun Wohnhäuser, Ställe, Schuppen oder Scheunen, sind zum wenigsten mit Attappbedachung versehen, und nur der Europäer gestattet sich hie und da den Luxus, die Wände seines Hauses aus Brettern herzustellen.

Das Haus des Eingeborenen besteht einzig und allein aus einem Holz- oder Bambusgerüst, bei welchem anstatt der Nägel der Rottan dienen muss, und aus Attappbekleidung. Der Rottan, oder Spanisch-Rohr, ist eine Schlingpalme, welche ihre dornenstrotzenden, grünen Schlingen und Blätter 100 Meter und weit darüber über die sie umgebenden Stämme und Sträucher ausbreitet. Die ganze Pflanze incl. Blätter ist über und über mit kleinen Widerhaken versehen, was für den Europäer um so wunderbarer erscheint, als er dieses Gewächs schon von Kindheit an in der Hand des Schulmeisters als auch später an seinen Stühlen und Rohrmöbeln als äusserst glattes Holz kennen gelernt hat. Der Malaye gewinnt dieses glatte elastische Rohr, indem er mit einem hakenartigen Holz die Rottanpflanze von den Bäumen und Ästen, an welchen sie sich emporrankt, herunterreisst und im scharfen Winkel biegt, wodurch die spröde, äussere, grüne, dornenbewährte Rinde zersplittert und nun erst den aalglatten Rottan zu Tage befördert. —

Mit dem Finger umfasst er denselben und zieht ohne weitere Mühe oft 50 Meter und mehr desselben hervor, und dient dieser ihm gespalten als Bindfaden, als Nagel, geflochten als Trag- und Korbgeschirr und zu vielem Anderen.

Die kleine Stadt Tantjong Poera oder Klambir, der Hafenplatz von Nord-Ost-Sumatra, speziell der Provinz Langkat, lag plötzlich zu unserer Linken vor uns. Der Anker rasselte hernieder, das Schiff wurde von herbeispringenden Eingeborenen mit Stricken am Deck befestigt, und nun endlich konnte ich den kleinen schmierigen Dampfer „Jin Ho“ mit seinem Whisky-Kapitän, oder richtig benannt „John“, verlassen und betrat seit Langem einmal wieder festen Boden, den Boden Sumatras.

Tandjong Poera, am rechten Ufer des mächtigen Wampoeflusses gelegen, ist die Verbindung des grossen Hinterlandes mit der See und der Aussenwelt. Bis hier dringen die, meist chinesischen Küstendampfer vor, welche die Meeresenge zwischen Sumatras nördlichen Provinzen und Poelo Penang und Singapore wöchentlich einige Male durchkreuzen und den Verkehr aufrechthalten. Schwer beladen fahren sie hin und her, bringen und holen Menschen und Waren, die Erzeugnisse des Landes und dessen Bedürfnisse, vor allem einen fortwährenden Zuzug von chinesischen und javanischen Kulis, deren mehr ein- als auswandern, da nur ein verschwindender Prozentsatz derselben ihre Heimat jemals wiedersehen, weil sie zum grossen Teil den sie erwartenden Anstrengungen und tückischen Krankheiten erliegen, ehe sie sich aufraffen, zur rechten Zeit dem lauernden Verhängnis zu entfliehen, sei es aus Apathie, der ein grosser Teil verfällt, oder der Habsucht nach immer mehr Gewinn, die sie kein Ziel finden lässt. — Klambir ist der Sitz des Sultans, der hier, durch Apanage der holländischen Regierung gestützt, ein

idyllisches Dasein führt und dem von seiner Macht eigentlich nur die Jurisdiction über seine eingeborenen Landsleute, die Malayen geblieben ist; der Sitz einer kleinen Garnison mit einem Kapitän, einigen Leutnants, Militärarzt nebst Hospital, einem Kontrolleur, holländisch. Gerichtsperson, etwa der Stellung eines Landrats entsprechend, nebst Gerichtsgebäuden und Gefängnis für Farbige (Europäer können nur in Batavia abgeurteilt werden, dem Sitz des Präsidenten). Schöne Steinbauten im Europäerviertel mit grossen Gartenanlagen zieren Klambir und lassen dies Viertel gegen die der Eingeborenen erheblich abstechen. In ihm befinden sich die Klub-, Post- und Zollgebäude, die zierlich und schön gehaltenen Wohnhäuser der Europäer, der Kaufleute und Beamten. Der Passar oder Markt der Eingeborenen befindet sich in der Nähe des Hafens, der stetig von Dampfschiffen, kleineren Flussdampfern der Europäer, Tonkans und Sampans der Eingeborenen oder Chinesen belebt ist und mit seinem ewigen Gewimmel, den am Ufer errichteten Hütten und umzäumten Badestellen, einen interessanten Einblick in die Thätigkeit des Handels von Beneden Langkat gestattet. Im Eingeborenenviertel drängt sich Haus an Haus und Laden an Laden und ein wüstes Chaos von Menschenstimmen der verschiedensten Völkerschaften durchschwirrt die Luft und bietet seine Ware an. Alles ist hier zu haben: Kleider, Schuhe, echter Gold- und Silberschmuck und Tant, Essen und Trinken, stinkende Fische und duftende Früchte, Tabak, Zigarren und Zigaretten, Opium und Waffen, Barbier auf offener Strasse, fliegende Thee- und Speisewagen, Theestuben mit freundlichen Japanerinnen, Tanz- und Singbuden, das malaysche und chinesische Theater, alle Biere und Weine der Welt, Limonaden und Wasser aller Art, kurz alles, was das Herz oder der Magen begehrt. — So stand ich da mitten im fremden Gewühl. Scharen von Eingeborenen,

Chinesen, Klings von der Madrasküste, Javanen etc. drängten sich um mich herum, um mir beim Fortschaffen des Handgepäcks und der Kisten und Koffer behilflich zu sein, während mich andere in Schwarz gekleidete Malayen mit irgend welchen Abzeichen, welche mir damals noch unverständlich waren, verhindern wollten, mein Gepäck so ohne weiteres an Land zu schaffen. Es waren dies, wie ich später erfuhr, Zollbeamte, welche sämtliche Reisende, die mit dem geringsten Handgepäck versehen sind, in das nahegelegene Zollhaus trieben, um dort von einem holländischen Zollbeamten ihre sämtlichen Schätze einer eingehenden Durchsicht unterziehen zu lassen, speziell um den Opium-Schmuggel zu verhindern. Mit einigen kräftigen deutschen Worten, welche scheinbar einen grösseren Eindruck auf sie machten, als wenn ich solche in einer ihnen bekannten Sprache angewandt hätte, verscheuchte ich mir die Leute, nicht ahnend, sie an ihrer Pflicht gehindert zu haben, vom Halse und gelangte, nachdem ich mit ziemlicher Mühe eine Karetta lembo, d. i. Ochsenkarre, requiriert hatte, in das einzige europäische Hôtel, dessen Besitzer, ein Württemberger, nebenbei Grosskaufmann und Plantagenbesitzer, mich sehr liebenswürdig empfing und mir jede gewünschte Auskunft und Hilfe zu Teil werden liess.

Nachdem ich mich hier in anregender Unterhaltung bei einer Flasche ächt Münchener Bürgerbräu zu 0,75 Mk. erfrischt hatte, setzte ich meinen Weg mit Hinterlassung sämtlicher Bagage fort, um eine mir aus Deutschland befreundete Familie, die ich zunächst besuchen wollte, in unbekannter Gegend aufzusuchen. Zunächst brachte mich ein chinesischer Fährmann auf das linke Ufer des Wampoe (die herrliche stolze Brücke, die 4 Jahre später von eben genanntem Herrn auf eigenes Risiko gebaut wnrde, stand damals noch nicht), entrichtete mein Fahrgeld und wurde sofort wieder von



Beim Einsteigen in eine „Caretta sewa“

schreienden Malayen umringt, welche diesmal nicht mein Gepäck, sondern mich selbst in einer Karetta sewa weiterbefördern wollten. Die kleinen Badak-Ponys und diese leichten zweirädrigen, aber unbequem zu ersteigenden Fahrzeuge schaute ich zunächst mit nicht geringem Misstrauen an, desgleichen ihre dunkeläugigen, Krisbewaffneten Führer, doch lernte ich später deren grosse Leistungsfähigkeit in hohem Maasse schätzen. Über die Deichsel hinweg kroch ich in den Kasten, zog die Füsse an den Leib, denn ein Raum zu behaglichem Strecken derselben ist nicht vorhanden; vor mich hin auf die Deichsel setzte sich der malayische Sais oder Kutscher mit langem Sarong, dem sackartigen Bekleidungsstück für den Unterkörper und der möglichst bunten Kabaya, d. i. hemdartige Jacke, bekleidet, den Kris im Gürtel auf dem Rücken, und nun gings vorwärts im schärfsten Tempo, ohne Rücksicht auf Wegeunebenheiten oder Kulis, die des Weges kamen. Vorbei an chinesischen Sajorhändlern (Gemüsehändlern), welche als Nebenverdienst die Schweinezucht im Grossen betreiben, vorbei an hohen Lalangflächen und zweijährigem dichten Busch, welcher trotz seines jungen Bestandes schenkeldicke und wohl 10 m hohe Bäume aufwies, brachliegenden abgepflanzten Tabaksfelden, vorbei an Sumpf, durch den sich knüppeldammartig die Strasse zog, zur Linken ein geschmackvolles Pflanzerhaus, umgeben von endlosen Tabaksfeldern — so langte ich vor dem von Kokos, Bananen und schlanken Arekapalmen beschatteten Hause meiner Freunde an. Es war ein herzlicher Empfang, der mir hier von der Dame des Hauses bereitet wurde, und sie war ganz enthusiasmiert über das frische Aussehen eines frisch importierten Europäers ihrer Bekanntschaft. Nun gings ans Erzählen, und ich bemerkte kaum, dass der Hausherr selbst nicht zugegen war. Ich beschloss ihn in den Tabaksfeldern aufzusuchen und erkannte ihn auch schon

auf Kilometerweite an seinem weissen Hut und Anzuge. Nach herzlichem Bewillkommgruss lenkte er seine Schritte mit mir heimwärts und so begann für mich eine äusserst interessante Zeit. Hier, bei meinen Freunden, legte ich mit Hilfe meiner liebenswürdigen Wirtin die erste Grundlage der malayischen Sprache, lernte die Gewohnheiten der Europäer und die Behandlung den Eingebornen gegenüber und vieles Andere kennen, alles wichtige Punkte, die mir bei meinem späteren, jung beginnenden Pflanzerleben von ausserordentlich grossem Nutzen waren. Ich verweilte mehrere Monate unter diesem gastlichen Dache, begleitete meinen Freund fast täglich auf seinen Gängen durch die Tabaksfelder und Scheunen und wurde so langsam für meinen neuen Beruf, den ich bald auf einer anderen Plantage, die neu, fern vom Verkehr, entstand, ergriff, vorbereitet. Die Insassen des Hauses, ausser meinen Freunden und mir, bestanden aus einer Babu, javanische Zofe, deren Mann, dem Boy, der das Amt des Dieners versah, dem chinesischen Koch oder Coki und dem Tukaneyer oder Wasserträger. Das Tierreich war vertreten durch Hühner, Enten, junge Krokodile und Kantjils in getrenntem Drahtzaun, grossen Eidechsen, unter diesen den Gecko, welcher nach malayischem Glauben Glück und Gesundheit denen bringt, unter derem gastlichen Dach er sein fast nie zu entdeckendes Lager aufschlägt. Dieser Gecko verleitete mich oft zu glauben, ein Huhn habe in der verschlossenen Vorratskammer, dem Gudang, ein frisches Ei gelegt, denn zu bekannt erschien mir dieser Laut mit dem der eiergelegthabenden Henne. Er rührte jedoch stets, wie mir meine lächelnde Wirtin erklärte, vom Gecko, dem Schutzgeist des Hauses, her, und obwohl ich mir die grösste Mühe gab, diesen Nachäffer unserer lieben Haushenne zu entdecken, gelang es mir nie, und erst 2 Jahre später hatte ich das Vergnügen, diesen gackernden

Schreier in meinem eigenen Hause als etwa 1½ Fuss langen Vertreter seiner Sippe kennen zu lernen. Doch trotz dieses Schutzgeistes zog ich mir in diesem meinem Hause eine derartige Malaria zu, die mich leicht ins unbekannte Jenseits befördert hätte. Jedoch das angenehme Diesseits bietet noch genug des Dunklen und Fremden, um für den Fröhlichlebenden interessant genug zu sein, und darum zurück zu meinen Hausgenossen.

Ein kleiner, lebendiger Makakenaffe, monjet, führte sein tolles Dasein unter dem Hause, woselbst er an einem Pfeiler angebunden war und uns viel Vergnügen verursachte, aber der lieben Hausfrau auch viel Verdruss, wenn es ihm z. B. gelang, eine seinem Futter zu nahe kommende Henne zu erwischen, die er dann erbarmungslos bei lebendigem Leibe rupfte oder auch zärtlich erdrückte. Als sonstige Hausgenossen, wenn auch ungeladen, waren eine Menge vorhanden, und vor allem erschienen sie abends, wenn die Lampe von der Veranda her ihre milden Strahlen in das Dunkel der Nacht ergoss. Dies waren: Cicaden mit ihrer wundersamen Musik, die manchmal etwas lärmend ausfiel, Heuschrecken, wandelnde Blätter, Gottesanbeter, Scorpione, Tausendfüssler von Spannenlänge, Mosquiten und Ameisen, unbeflügelte und beflügelte in Mengen, deren einziger Feind im Hause ausser dem Menschen eine kleine, fast durchsichtige Eidechse, der Tjitjak, ist, die auch vom Europäer wegen ihrer guten Eigenschaften förmlich gehätschelt wird und sich infolge dieser guten Behandlung häuslich niederlässt und sich viele kleine Freiheiten erlaubt, z. B. von der Decke, einer Fliege nacheilend, in die Suppenterrine stürzt, aus der sie dann bald von freundlicher Hand erlöst wird. — Ausser den Mosquiten sind im Hause die Ameisen die allerschlimmsten und unangenehmsten Gäste, da die am Dache und an den Wänden ihre kunstvollen Baue errichtenden Bienen und Wespen,

unter letzteren vor allem die Schlupfwespen, den Bewohner fast gar nicht belästigen. Die verschiedenen Ameisensorten, die Sumatra beherbergt, sind unzählig und daher mit Namen nicht aufzuführen. Ausser den gefürchteten Termiten, die übrigens dem Menschen persönlich nie zu Leibe gehen, sondern sich nur an seinem geniess- und ungeniessbaren Besitz vergreifen, ebenso wie die Kakerlaken, welche selbst die schönsten Einbände der Bücher nicht respektieren, giebt es genügend andere Vertreter dieser überfleissigen Sippe, die sich auch direkt empfindlich bemerkbar machen, und sind die Schlimmsten die smut api oder Feuerameisen, deren brennender Stich unendlich schmerzhafter ist als der der wütendsten Mosquiten. Eine Gattung der dortigen Ameise besitzt sogar ausser dem scharfen Gebiss noch einen empfindlicheren Stachel, und um die Bewaffnung voll zu machen, noch drei überflüssige scharfe, aufrechtstehende Stacheln aut dem Rücken, so dass ein Angriff mit der Hand, von welcher Richtung er auch komme, stets Schmerzen verursacht. Die Ameisen, welche einen ungeheuer scharfen Tast- und Geruchsinn entwickeln, stellen sich sofort ein, wenn auch nur das geringste an Fressen Erinnernde sich irgendwo zeigt, sei es nun eine vollbesetzte Tafel oder ein Tropfen, der unversehens der Saucière entfiel. Ganze Karawanenstrassen der Tiere ziehen sich nach solchen Orten hin, und natürlich vorzugsweise nach der Vorratsstube, dem Gudang, in welchem der Europäer alles Geniessbare aufzuheben pflegt, und selbst die engmaschigsten Fliegenschränke halten sie nicht ab, denn auch für solche Hindernisse bietet Sumatra seinen kleinsten Ameisenarten Raum, Ameisen, deren Stärke kaum der Hälfte der Stärke einer dünnen Nähnadel entspricht. Um wenigstens bei Tisch einigermassen gegen den Andrang dieser Schmarotzer geschützt zu sein, werden die Tischbeine in mit Petroleum und Wasser gefüllte Näpfe gestellt,

welche für einige Stunden genügend Hindernis bieten. Es fehlte faktisch nur eins, um dem Europäer das Leben im Hause unerträglich zu machen, die Blutegel, mit welchen aber nur der in Berührung kommt, der sie aufsucht, h. d. derjenige, der den Urwald betritt; denn die Schlangen, an die naturgemäss jeder Fremdling in solchen Gegenden zunächst denkt, dringen glücklicherweise nicht gar zu oft in die Häuser selbst ein, und dies liegt an der Bauart derselben. Im Übrigen gewöhnt sich der Europäer an all dies Gewimmel erstaunlich schnell.

Der Bau der Häuser.

Sämtliche Gebäude, die dazu bestimmt sind, dem Menschen Obdach zu gewähren, sei es nur eine kleine Hütte oder ein grösseres Haus, sind auf Pfählen errichtet, die dem Wind gestatten, unter dem Fussboden hindurchzuwehen und die giftigen Fiebermiasmen und Dünste, die dem Boden entsteigen, nach Möglichkeit zu zerteilen und hinwegzutragen. Gewöhnlich sind die das Gebäude tragenden Pfähle 2 Meter hoch und darüber, und bieten dem Bewohner unter seinem Haus genügend Raum zum Stehen und zum Sitzen, denn dieser Platz ist gewissermassen die Werkstätte des Eingeborenen, wo er seine Netze flicht, Rottan spleizt, Seile dreht, kocht, kurzum, all das verrichtet, dessen er zu seinem Haushalte bedarf. Diese Höhe des eigentlichen Wohnraumes vom Boden, verbunden mit der Stärke der Pfähle, bedingt es schon, dass Schlangen nur schwer in das Haus dringen können, und findet wirklich einmal eine solche ihren Weg dorthin, so ist es gewöhnlich eine der grösseren Arten, welche fast sämtlich ungiftig und daher für den Menschen mehr oder weniger ungefährlich sind. Ausnahmen kommen selbstverständlich auch hier vor, und ich weiss einen Fall, in welchem ein Europäer, auf dem langen Stuhl liegend, einen

grossen Atlas von Andreé zur Hand nahm und, auf die Brust gestützt, öffnete, als ihm eine kleine Korallenschlange, die ich noch in Spiritus besitze, aus dem Atlas heraus lebend auf die Brust fiel. Er hatte Geistesgegenwart genug, ohne sich sonst zu bewegen, ein Lineal ruhig vom Tisch zu nehmen und mit einem kräftigen Hieb die Schlange zu zerspalten. Wie diese kleine Schlange in das Haus und in den Atlas gekommen war, erscheint rätselhaft, vielleicht, dass sie von einem Vogel erfasst, über das Haus getragen, hier diesem entschlüpfte und, auf das Dach fallend, ihren Weg leicht in das Innere fand. — Demselben Herrn passierte es wenige Jahre später, dass er in seiner Badekammer beim Sitzen auf dem Stuhl von einer Cobra in einen empfindlichen Körperteil dermassen gebissen wurde, dass das betreffende Glied sofort unmässig anschwoll und wahnsinnige Schmerzen verursachte. Wie er war, stürmte er die Treppe hinauf in sein Haus, woselbst er einige Herren zu Gast hatte, und liess sich die Bisswunde durch einige Messerschnitte erweitern und unter den tollsten Schmerzen auspressen, währenddessen er in wenigen Sekunden einen Liter Cognac aus grossen Gläsern trinkend in den Mund goss. Während er den zweiten Liter hinunterspülte, diktierte er, seines nahen Todes gewiss, seinen Gästen sein Testament. Wahrlich, eine schwere Stunde! — Als der Arzt, nach welchem sofort durch berittenen Boten geschickt war, zu lange ausblieb, machte sich Betreffender auf dem Dogcart auf den Weg, um ihm entgegenzufahren, stieg aber unterwegs bei einem Bekannten in Tandjong Poera ab, da es zweifelhaft war, welchen Weg der Arzt einschlagen würde, und goss hier noch einige Glas Wein hinter die Binde, sich durch den Alkohol und das Zureden seiner Freunde aufrecht haltend. Endlich erschien der getreue Jünger Äsculaps, aber — er hatte nichts mehr anzuordnen, die Pferdekur hatte den sonst sicher dem Tode



Boeloe Telang

Rechts oben befestigtes Managerhaus, links davon oben Assistentenhaus, darunter provisorisches Fort (Benteng) der holländischen Besatzung und unten am Hauptweg Ochsenställe

Geweihten gerettet. Nach langem Schlaf entstieg er wie der Phönix seiner Asche und ist heute noch so frisch und lebensfreudig, wie je zuvor.

Den Fussboden stellen sich die Eingeborenen her, indem sie über die starken Querstützen, die auf den Grundpfählen ruhen, dünnere Stangen dicht nebeneinander legen, sie mit Rottan verbinden und mit der Rinde der Bäume bekleiden, um so eine ziemlich ebene Fläche als Fussboden herzustellen. Die Wände, welche durch einige, vom Boden bis zum Giebel reichende Pfähle gestützt sind, werden gleichfalls aus Querhölzern hergestellt, an die nun von aussen der vorher beschriebene Attapp ziegelartig übereinander angebunden wird. Auf dieselbe Weise entsteht das Dach, das noch mit einigen, dasselbe netzartig belastenden Stangen von oben gegen das Aufwehen bei Wind und Regen verstärkt wird.

Genau diesen Hütten der Eingeborenen entsprechend, lässt der Europäer sein Haus errichten, wenn auch in bedeutend grösserem Maassstab, und verwendet er zum Fussboden nicht Rundhölzer, sondern Bretter, welche, in der Neuzeit lackiert oder gestrichen, auch immer mehr und mehr seine Wände bekleiden. Ich rede hier nicht etwa vorwiegend von europäischen Häusern der Städte, in denen Steinbauten keine Seltenheit sind, sondern speziell von den Wohnhäusern der Pflanzer, welche mehr oder weniger tief im Innern des Landes ihre Felder bebauen und sich, fern der belebten Stadt und der Kultur, ihres freien Lebens freuen. — Sie fühlen sich als die Kulturträger der Kolonie, die sie allein in Wahrheit sind, und wenn sie auch gern der Regierung unterstehen, so sind sie doch die Herren im Lande und oft notgedrungen ihre eigenen Richter. Was wäre auch eine Kolonie ohne Kolonisten; wie das Wort selbst es sagt, ein „Nichts“, ja noch viel weniger als dies, ein Blutegel, der der das ferne, fremde Land schützenden, resp. besitzenwollenden Macht das Blut aussaugt, an-

statt ihr neues zuzuführen. Die Verwaltung allein thuts nicht. Nur dann kann eine kolonisierende Macht Vorteile aus ihren fremden Besitzungen ziehen, was sie soll und muss, um ihr Mutterland zu stützen, wenn sie Ordnung im Lande aufrecht erhält, indem sie gute und sichere Verkehrswege anlegt und unterhält, Gesundheitsstationen errichtet, die Krankenpflege energisch in die Hand nimmt und den Pflanzer und Kaufmann thätig beschützt, denn er allein ist es, der den wilden Eingeborenen in neue Verhältnisse und zur Arbeit gewöhnen kann, der allein ihm zeigen kann, dass beide Teile durch die Kulturarbeit gewinnen. Glücklich daher das Land, in welchem diese Punkte vor allem berücksichtigt werden, wo der Kulturträger für seine Mühen und Entsagungen dadurch belohnt wird, dass er vom Staate in schwierigen Fällen jederzeit Unterstützung findet, sei es vermittelst der Rechtspflege, sei es durch Truppen, die ja besonders seinetwegen da sind, und nur in wirklich dringenden Fällen wird er deren Schutz in Anspruch nehmen, d. h., wenn ihm und seinem Unternehmen Gefahr von aussen droht. Der Gefahr innerhalb seines Schaffenskreises, Revolten oder Ähnlichem, wird der entschlossene Einzelne meist erfolgreicher entgegentreten, als wenn er seinem Ansehen durch Hinzuziehen von Truppen nur Abbruch thut und wo dann die erbetene Hilfe, wenn sie überhaupt kommt, oft das Gegenteil des Erhofften bewirkt. — Rücksichtslose Strenge, gepaart mit peinlichster Gerechtigkeit besonders, ist in solchen Augenblicken das beste, und demjenigen, der seine Züge beherrscht, der seine kaltblütige Ruhe selbst im gefährlichsten Moment bewahrt, wird der Erfolg nie fehlen, ja, er wird wachsen mit der Zahl der Gegner!

Und nun zurück zum Haus des europäischen Pflanzers. Derselbe liebt ein geräumiges, luftiges Haus und besitzt ein jedes ohne Ausnahme eine grosse, oft um das ganze Haus laufende, überdachte Veranda, welche



Siesta auf meiner Veranda bei einem Krug echten Bürgerbräus

zugleich und für gewöhnlich sein Wohn- und Esszimmer, Rauch-, Trinkstube und Salon bildet. Hier bietet sich ein Raum der behaglichsten Ruhe; kein steiflehniger Stuhl findet hier Platz, sondern nur lange, zum Sichausstrecken behaglich gebaute Rottanstühle oder auch Holzsessel, deren Armlehnen sich verlängern lassen, um auch den Füssen einen Ruhepunkt zu gönnen. Zur weiteren Ausstattung der Veranda kommen Tische, mit Büchern, Bildern, Erinnerungen aus der Heimat bedeckt, Rauchutensilien, der Likörschrank, dessen lieblicher Inhalt aus Cognac, Genèver, Angosturabittern, Brandy, Whisky und sonstigen, den Gaumen kitzelnden Getränken besteht. Die Zuthaten hierzu finden in der Vorratskammer, dem Gudang, meist ein Verschlag unter dem Hause, ihren Platz, z. B. die notwendigsten: Ayer Blanda, d. i. Selterswasser, Angor merah, dan Putti, gleich Rot- und Weisswein, und Bier, von welchem Conchi, d. i. Schlüsselbier (wegen der Marke mit dem Schlüssel), und Münchener Bürgerbräu (pasteurisiert und wie Sektflaschen verkapselt) die beliebtesten Sorten sind und deren leere Flaschen, hinter dem Hause zu Pyramiden aufgestapelt oder die Beete umgebend, vom Fassungsvermögen des Bewohners oft ein beredtes Zeugnis liefern.

Ausser der Veranda enthält jedes Europäerhaus noch mindestens ein Schlafzimmer für den Bewohner selbst, ein Fremdenschlafzimmer und ein geschlossenes Esszimmer, das aber nur an den kältesten, regnerischsten und stürmischsten Tagen benutzt wird. Über all diese Räume wölbt sich ein gemeinschaftliches Dach, das von jedem Zimmer aus bis an die First beobachtet werden kann, denn ein Plafond existiert in Pflanzerhäusern gewöhnlich nicht, damit die Luft ungehindert durch alle Räume gleichmässig zieht. Die Wände sind vom Fussboden der Wohnung ca. 3 Meter hoch, hören hier plötzlich auf und lassen so dem Wind genügend

Spiel, zwischen Wand und Dach hindurchzuwehen; man kann demnach von jedem Zimmer, wo man auch sei, jedes geringste Geräusch im Hause vernehmen. Die Zimmer sind je nach Bedürfnis und Vermögen des Einzelnen eingerichtet, nur das Schlafzimmer bedarf einer besonderen Erwägung, denn hier verbringt der Bewohner doch mindestens ein Drittel seines Tropenlebens, und auch hier will er Gemütlichkeit und vor allem Ruhe finden. Einen grossen Teil dieses Raumes nimmt das Bett ein, denn es erstreckt sich nicht nur, wie hier zu Lande, in Länge und Breite aus, welche Dimensionen in den Tropen die unserigen bei weitem übertreffen, sondern auch in die Höhe, und diese beträgt etwa $2\,^1/_2$ Meter, da die Eckpfosten des Bettes so verlängert sind, dass sie, ein über sie ausgespanntes Netz tragend, dem Europäer gestatten, im Bett aufrecht zu stehen. Dieses Netz, das das Lager auf allen Seiten umgiebt, wird zum Schutze gegen die sonst unerträglichen Mosquiten und sonstiges Ungeziefer angewandt, und da es möglichst engmaschig hergestellt ist, um auch der kleinsten Art dieser Schmarotzer Hindernis zu bieten, muss die Höhe des geschaffenen Raumes dazu beitragen, die Luft nach Möglichkeit zu regulieren. Ausser dem Bett enthält das Schlafzimmer nur die notwendigsten Mobilien, den Waschtisch, die Console, auf der des Nachts beständig Licht brennt, ein Schrank, einige Stühle und eventuell, je nach der Lage des Landes, einige Waffen.

Das Lichtbrennen ist nicht nur der Sitte und Gewohnheit gemäss. sondern recht sehr zu empfehlen, denn wenn man bei einem flüchtigen Sprung aus dem Bette auch nicht gerade auf eine Schlange zu treten braucht, so giebt es doch immer genügend Skorpione und sehr giftige Tausendfüssler, die eine solche Vorsicht dringend notwendig machen. Nebenbei verscheucht das Licht manches dieser Tiere, und wenn man aufwacht oder aufschreckt durch irgendwelch fremdes Geräusch,

so weiss man gleich, woran man ist und wo man dies und jenes zu finden im stande ist. An das Wohnhaus des Pflanzers schliessen sich, durch einen ca. 15—20 Meter langen, bedeckten Gang verbunden, die Hintergebäude an. Diese enthalten mehrere Kammern oder Abteilungen, unter denen die wichtigste, ausser der Küche, die Kammar mandi, das Badezimmer, das zum Wohlbefinden des in den Tropen lebenden Menschen ein unbedingtes Erfordernis ist. Originell ist die Herstellung des Herdes, des Dapur. Er besteht aus einem tischartigen, grossen Holzgestell, dessen eigentliche Platte am Rande von beinahe fusshohen Planken umgeben ist. Dieser ganze, der Fläche des Tisches entsprechende Hohlraum wird mit feuchtem Lehm gefüllt und geglättet und muss erhärten, um so einen feuersicheren Untergrund für das Herdfeuer zu geben. Auf diesem Lehmtisch, dem Herd, stehen die diversen eisernen Dreifüsse mit den benötigten Kochtöpfen, unter denen das Holzfeuer prasselt.

Der Backofen wiederum wird gewöhnlich seitlich auf dem Lehmtisch sehr einfach erbaut, indem ein grosses Blechgefäss, gewöhnlich Petroleumtinn, das nur nach einer Seite eine Öffnung hat, dem also der Deckel weggeschnitten ist, hingestellt und halbkugelartig von einer sehr dicken Lehmschicht umschlossen wird. Der geformte Brot- oder Kuchenteig wird von vorn in die Öffnung geschoben, diese mit einer Steinplatte geschlossen, der ganze Backofen mit trockenem Brennholz bedeckt und dieses angezündet. Durch immerwährenden Nachschub von neuem Brennholz bildet sich rings um den Backofen, sowie auf demselben eine glühende Aschenmasse, die so lange den Lehm erhitzt, bis eben das Brot oder der Kuchen fertig gebacken ist.

An die Badekammer schliesst sich die Zelle für den Boy (Bedienten), den Koch, den Tukaneyer (Wasserträger) oder Faktotum für alles, und, je nach Bedürfnis und Vermögenslage, die des Sais oder Kutschers, des

Tukan rumput oder Grasschneiders, die Zelle der Babu (malayischen Zofe, resp. Kindermädchen) und andere mehr. Von diesem, meist scheunenartig nur in getrennte Kammern eingeteilten Gebäude etwas entfernt, liegt der unvermeidliche Hühnerstall, den auch kaum ein Europäer vernachlässigt, da die Zufuhr von Fleisch von der Küste oft recht mangelhaft sein kann und der Europäer, der tief im Innern des Landes wohnt, ausser seinen Konserven, auf die Hühner angewiesen ist, weshalb auch auf seiner Mittagstafel Huhn und Reis einmal mindestens wöchentlich unvermeidlich, aber auch nicht zu verachten ist, denn die malayischen oder chinesischen Köche verstehen es meisterhaft, mit etwas Curry und anderen Gewürzen ein ganz ausserordentlich schmackhaftes und den Gaumen reizendes Mahl herzurichten. Ausser dem Huhn, das, mit gedämpftem Reis garniert, den Hauptplatz der Tafel einnimmt, umgeben dies 10—20 kleine Schüsseln und Teller, von denen jeder einzelne Ingredienzien präsentiert, wie: getrockneten und gesalzenen Fisch, den Ikankring, desgleichen getrocknetes Fleisch vom Hirsch, das Deng Deng, Pilze, Garneelen, roten und schwarzen Pfeffer (den Tshabé und Lada), Chutney, Salzeier, Flohkrebse, Makassarfische, geriebene Cokosnuss, roh und gebrannt, Gurken, die weichen Sprösslinge des Bambu- und Lalanggrases, desgleichen Pisangkeime, Mais, gedämpft und geröstet am Stengel, Rettich (Lobak), Udang-Krebse, Kepitting-Taschenkrebse, und vieles andere mehr, bei dessen Herzählen die europäische Hausfrau die Hände über den Kopf schlagen wird. Wohnen mehrere Europäer auf einer Plantage znsammen, was meist der Fall ist, so existiert oft nur ein gemeinsamer Pferdestall, wenn die Entfernung eines Europäerhauses vom andern keine gar zu grosse ist, da hierdurch viele Unkosten in der Erhaltung von Kutschern, Pferdejungen und Grasschneidern erspart bleiben.

Durchfliesst ein Fluss oder Bach das Land, in welchem die Pflanzung entstehen soll, so wird der Europäer gern sein Haus in der Nähe desselben errichten, wenn dies sich mit der Einteilung der Felder vereinbaren lässt, und dann möglichst auf einem, den Bach anstossenden Hügel, denn Wasser bedarf der europäische Haushalt in grossen Mengen. Nach des Tages Last und Hitze ist es dem Europäer die grösste Erholung, sich durch das Bad zu erquicken. Die Einrichtung der Badekammer besteht aus einer mächtigen, grossen Tonne und einem Schöpfeimer. Die Art des Badens ist die, dass man sich mit der Schöpftonne das Wasser aus der grösseren holt und sich damit gehörig übergiesst, was nicht selten 2—3mal am Tage geschieht. Der Tukanayer oder Wasserträger hat nun vor allem dafür zu sorgen, diese grosse Badetonne am frühesten Morgen, ehe die sengenden Strahlen der Sonne das Wasser erwärmen, mit dem des Nachts abgekühlten Wasser zu füllen und weiteres Wasser für den Bedarf der Küche und zum Trinken herbeizuschaffen. Existiert kein klarer Flusslauf in der Nähe des Hauses, so muss sich der Pflanzer eben einfach behelfen, indem er an einer tiefliegenden Stelle, also meistens in der Nähe eines Sumpfes, ein 5—6 Meter tiefes Loch von ca. 2 Meter Durchmesser graben lässt und das sich hier schnell sammelnde Wasser verwendet. Da dies für den Genuss von höchst zweifelhafter Güte ist, da sich schnell Frösche, Salamander und Fische in diesen Löchern sammeln, so muss das Wasser sehr vorsichtig behandelt werden, um trinkbar zu werden. In der Badekammer befindet sich auf hohem Gestell ein grosser, ausgehöhlter Sandstein, der als Filtrierapparat dient. In diesen wird das Wasser gefüllt, sikkert nun Tropfen für Tropfen durch diesen hindurch und fällt auf einen mit Leinwand überzogenen Eimer hinab. Nunmehr macht das Wasser seinen zweiten Reinigungsprozess durch, indem es in der Küche ge-

kocht wird. Hierauf bringt es der Wasserträger in das Haus, woselbst es noch einmal in einen Kohlenfilter geschüttet wird, an dem sich unterhalb ein Krahn befindet, aus dem nun das einigermaassen geniessbare, unschädliche Wasser herausläuft. Ob es nun wirklich gesund ist, wage ich nicht zu behaupten, und Vorsicht ist besser, sagen sich die Europäer, und geben jedem Glas, das sie trinken, noch einen Guss Whisky hinzu, wodurch denn auch der sonst so ausserordentlich fade Geschmack des gekochten Wassers gelindert wird. Kann sich der Pflanzer nun, nach Lage und Einteilung seiner Felder, für die kommenden Jahre sagen, dass er sein Haus auf längere Zeit bewohnen kann, so versucht er alsbald auch, die nächste Umgebung seines Hauses durch Gartenanlagen zu verschönern und zu verwerten. Gurken, Tomaten, Melonen umschlingen bald mit ihrem Gerank das Gestell des den Brunnen überschattenden Daches. Daran schliesst sich der Kebon sayor, d. i. Gemüsegarten, in dem alles erdenklich Geniessbare gepflanzt wird, wie: ubi kaju, eine Art Kartoffel, Mais, dschabé, d. i. roter Pfeffer, der nirgends fehlen darf und auch wild vorkommt, siri, dessen Blatt zum Betelkauen für den Inländer unentbehrlich ist, kleine, weisse, sehr schmackhafte Zwiebeln, und viele andere Gemüsearten.

Der das Haus zunächst umgebende Garten ist mehr für das Auge, zum Schmuck und zur Zierde bestimmt und aus schöngehaltenem Rasen, den oft eine dichte Hecke von wildwuchernden Ananas umgiebt, erhebt sich ein junger schlanker Cokosbaum, ein schnell herausschiessender und bald Schatten spendender Gummibaum, Pisangstauden, die bald das Haus mit geheimnisvollem Blätterrauschen umwehen und es oft völlig dem Auge des Vorbeiwandelnden entziehen. Einige hohe schlanke Arekapalmen tragen viel zur Schönheit bei und beleben das ganze durch die geschickten und munteren Webervögel, die gern an diese Stämme ihre kunstvollen



Pflanzerhaus und Fermentierscheune nebst Gartenanlagen auf alter Unternehmung

Nester hängen, sowie durch die blauen, rotäugigen Staare und unzählige Reisvögel, die alle unterm weiten und dichten Gezweig der Areka Schutz und Ruhe suchen und finden.

Anlage der Pflanzung.

Dort, wohin nun der Pflanzer kommt und sein Haus errichtet, oft tief drinnen im finstern Urwald, wo eine schöne breite, sich lang ausdehende Ebene, für seine Tabakspflanzung am geeignetsten erscheinend, sich erstreckt, entsteht bald ein geschäftiges Menschenleben, zusammengewürfelt aus den verschiedensten Nationen und Stämmen Indiens und Chinas.

Zunächst sind Hütten für die zu beschäftigenden Kulis zu errichten, der Europäer muss, den Urwald kreuz und quer durchstreifend, das Land auf die Karte bringen und berechnen, wie die Anlage und Ausdehnung der Plantage sich für die nächstfolgenden Jahre gestalten soll, und muss dementsprechend bis zur nächsten grösseren Verkehrsstrasse oder Flusse einen breiten und fahrbaren Weg schlagen lassen, um zunächst die notwendige Verbindung mit der Küste zu schaffen. Die Anlage dieses Hauptverkehrsweges erfordert meist eine unglaubliche Anzahl von Arbeitskräften und Kapital, je nachdem sich derselbe in die Länge ausdehnt oder Terrainschwierigkeiten zu überwinden hat. Zunächst muss oft wochenlang gesucht werden, wo der Weg überhaupt am vorteilhaftesten angelegt werden kann. Sümpfe müssen durchwatet, Hügel erstiegen oder umgangen werden, und oft ist es unmöglich, die grössten Biegungen zu vermeiden. Nunmehr ist der Weg auf der Karte festgelegt, und es beginnt die Arbeit des Schneisenschlagens, dem direkt folgend das Schlagen der den zukünftigen Weg sperrenden Bäume, welche, ob gross, ob klein, ob Jahrtausende den Stürmen

getrotzt, der unbarmherzigen Axt zum Opfer fallen müssen. Sodann werden die Stämme zersägt und zur Seite gerollt und es beginnt auf beiden Seiten zugleich das Grabenziehen und Auswerfen derselben nach der Mitte des Weges, um diesen zugleich zu ebnen und zu erhöhen und, nachdem die Gräben abgeleitet, vor Ueberschwemmungen zu schützen.

Die Arbeit des Wegsuchens ist Aufgabe des Europäers in Begleitung einiger Malayen oder Javanen, welch letztere von der malayischen Rasse sich auf Sumatra fast einzig als Kulis, d. h. kontraktliche Arbeiter anwerben lassen, währenddes der stolzere Sumatramalaye es vorzieht, als freier Mann nur Borong oder Numpang, d. h. Accordarbeit zu verrichten. Als Wegekapper beschäftigten wir am liebsten Battaks, Gayor oder Allas, weil sie mit dem einsamen Urwaldleben und dem Einschränken in Lebensmitteln und deren Beschaffung am besten Bescheid wissen. Das Grabenziehen durch Ebene und Sümpfe, unleugbar die ungesundeste, aber auch notwendigste Plantagenarbeit besorgten zunächst die javanischen und chinesischen Kontraktkulis, doch da zu viele derselben an Malaria, Dysenterie, Berry Berry und Elefantiasis zu Grunde gingen, mussten freiwillige chinesische Accordarbeiter (Numpangs) deren Stelle einnehmen, wodurch wenigstens direkter Geldverlust vermieden wurde. Währenddessen der Hauptverbindungsweg auf der einen Seite seinen Fortgang nahm, wurden die eigentlichen Plantagenwege markiert und auf dem Papier festgehalten, die Ausdehnung des zu schlagenden Urwaldes durch Schneisen begrenzt und dann an freie Malayen in Accord vergeben. Das Fällen des Waldes erfolgt in drei streng einzuhaltenden Absätzen. Zunächst muss mit dem Parang, dem malayischen Hiebmesser, das Unterholz bis zu armstarken Bäumen und Lianen gelichtet werden, und erst nach dieser Arbeit beginnt das eigentliche Fällen der Riesen des Waldes. Und hierin



Damm- und Strassenbau

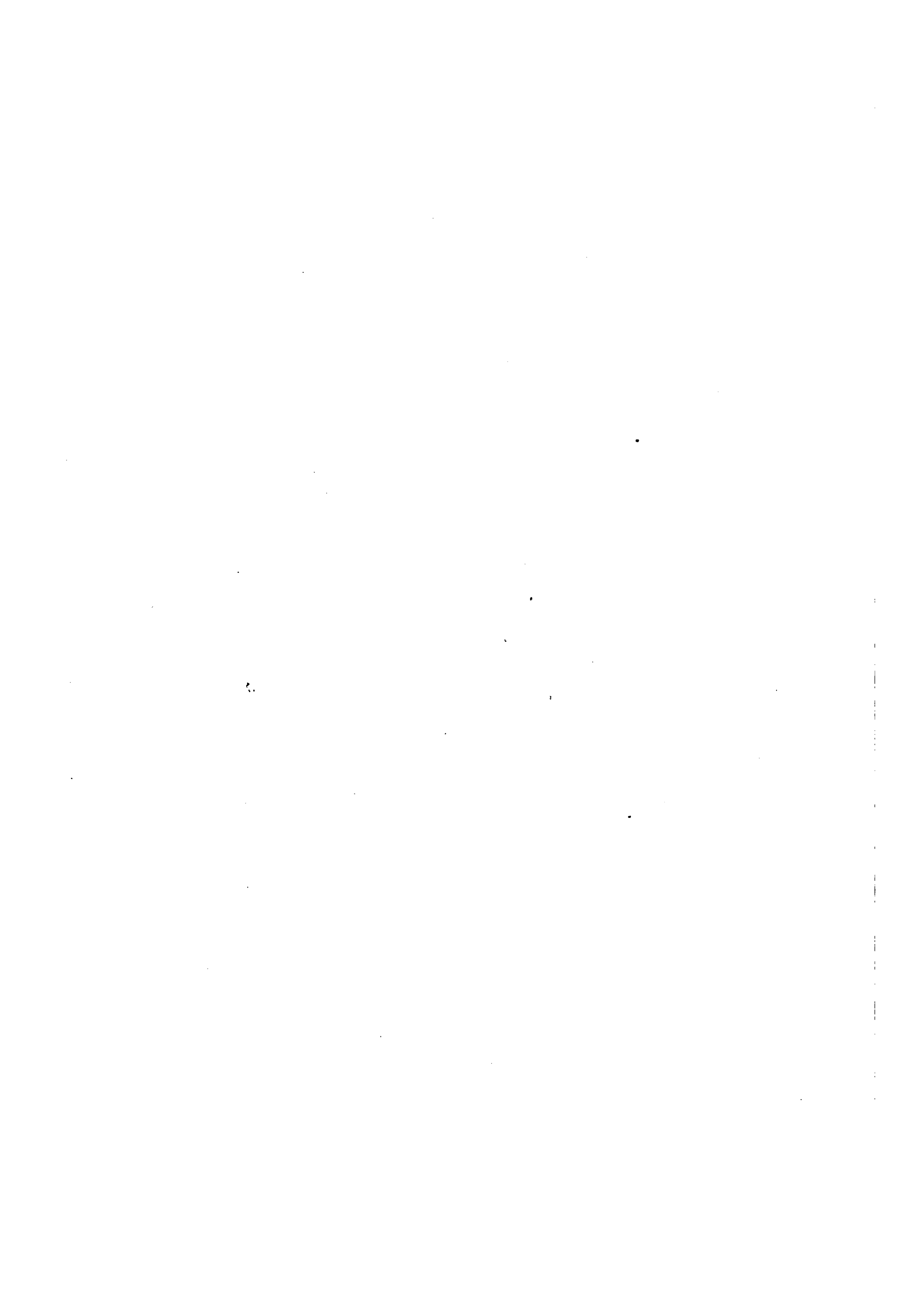
sind die Malayen wahre Meister. 50—100 Stämme werden etwa zur Hälfte durchgeschlagen und daraufhin erst einige der mächtigsten Stämme möglichst gleichzeitig unter Zuhilfenahme des Feuers und der malayischen Äxte, der Bliungs, zum Fallen gebracht. Ein erschütternder Anblick bietet sich dem Auge des noch nicht völlig gegen die Natur verhärteten Europäers. Ein ganzer Wald mit Jahrtausend zählenden alten Stämmen wankt und knirscht und stöhnt und sinkt unter fürchterlichem Gekrach zusammen, Stämme und Äste zersplitternd, jedes lebende Wesen unter sich zerschlagend und sich selbst tief in die Erde grabend. Ein langer kühler Todesodem zieht über den einst so stolzen jungfräulichen Wald, Blätter wirbeln noch lange durch die angefachte Luft, und hie und da ein Todesschrei eines tödlich getroffenen Affen und der Angstschrei eines jäh überraschten davonrauschenden Nashornvogels. — Still ist es nun, und der kalte Axtschlag tönt von neuem an das Ohr, das Zerstörerwerk vollendend. Ist diese monatelang dauernde Arbeit vollbracht, so beginnt das Abschlagen der Äste. Mit der Vollendung dieses Aktes beginnt auch die eigentliche Thätigkeit des Feldkulis. Die Felder von ca. 2500—3000 Quadrat-Meter Fläche werden abgesteckt und jedem Kuli wird ein solches übergeben. Um also eine Tabak-Plantage von nur 100 Kulis zu bewirtschaften, muss in jedem einzelnen Jahr eine Fläche von 300 000 Quadratmetern Wald zum Opfer fallen = 3000 Ar = 30 Hectar. — Die Feldkulis, fast durchweg Chinesen, wiederum der verschiedenartigsten Stämme, wie Kehs, Makaus, Tautjus, Hainans, Heilehons, welch letztere die besten Ackerbauer, zugleich aber am schwersten zu behandeln sind, werden möglichst nach ihren Stämmen geordnet, in Kongsies, d. h. Abteilungen von circa 30—40 Mann, welche je unter einem Tandil (chinesicher Aufseher) und all diese zusammen unter dem Haupttandil stehen,

eingeteilt. Jede Kongei für sich bekommt ein inmitten ihrer Felder gelegenes Wohnhaus in Gestalt einer Scheune, oder deren 2, zwischen denen sich die gemeinsame Küche befindet. Der Tandil erhält ein kleines Häuschen dicht bei den Kulihäusern für sich allein. Diese Gebäude werden von Javanen oder meist Bandjaresen (von Borneo) während des Buschkappens errichtet und stehen schon fix und fertig da, ehe noch der Wald vollständig am Boden liegt. Diese Gebäude sind ebenfalls wie alle anderen auf Pfählen erbaut, haben in der Mitte einen aus Planken bestehenden, längs durchführenden Gang, von dem sich rechts und links eine etwas erhöhte Brettergallerie erhebt (Bale-bale) von circa 2 Meter Tiefe und Hauslänge. Dies ist die Wohnstätte des Kulis. — Das Tampat oder Lager richtet sich der Einzelne möglichst einfach her, indem er eine Matte auf die Planken legt, ein Stück Rundholz als Kopfkissen daneben und darüber ein einfaches Moskitonetz hängt. Als Kopfkissen dienen ihnen auch oft ihre Koffer, polierte Holzkisten von circa 1 m Länge, 30 cm Breite und 20 cm Höhe, mit abgerundetem Deckel, in welchem der Chinese seine Habseligkeiten birgt, als da sind: Geld, Opium, Pfeife und Tabak, bessere Seidenkleider, welche er nur am Harrybesar, d. h grosser Tag, also Festtag, oder auch schlechtweg Zahltag, trägt; ein Kochtopf für Alles, einige strickstockartige Hölzer, die den Dienst der Gabel und des Löffels versehen, einige Stränge schwarzer Seide oder an deren Stelle ein langer falscher Zopf, oder auch bunte seidene Schnüre, und fertig ist der Hausrat des chinesischen Plantagenarbeiters. Während der Arbeit selbst trägt er nur ein möglichst kurzes Lendentuch, das mit einem Gürtel, an dem sich die nie fehlende Tabakstasche nebst Pfeife en miniatur befindet, befestigt ist. Die Feldausrüstung besteht im Parang benkok (dem krummen Hiebmesser), der



Arbeitselefant, Holz aus dem gefällten Wald zur Sägerei schleppend

Elefanten werden zu diesem Zweck nur in grossen Sägereien verwandt und von Ceylon importiert, da mit Sumatraelefanten diesbezügl. Versuche merkwürdigerweise noch nicht gemacht sind



kampak (Axt), der Tschankul oder Hacke und dem sisir oder Rechen.

Nachdem nun der Wald in vorbeschriebener Weise zu Boden gelegt ist, kommen die einzelnen Kongsies in die für sie bestimmten zukünftigen Felder und werfen alle Äste, klein und grösseres Holz in Haufen zusammen auf die nächstliegenden mächtigen Stämme, und nachdem diese Arbeit noch gut einen Monat gedauert und die glühend heissen Strahlen der heissesten Tropensonne das Holz genügend ausgedörrt haben, wird der ganze liegende Wald von verschiedenen Seiten auf einmal in Brand gesteckt. Nun heisst es „sauve qui peut", denn unglaublich schnell schlägt die züngelnde Flamme von einem Haufen zum andern und in kurzer Frist gleicht der ganze gelichtete Wald einem einzigen mächtigen Feuerherde, der seinen Qualm hochauf in die Luft schleudert und sein verderbenbringendes Werk durch förmliches Verdunkeln der Sonne auf Meilen in die Runde kund giebt. Wo früher alter imposanter Wald den Boden deckte, liegt jetzt nur Tod und Aschenhaufen, die nun verglimmend in sich selbst zusammensinken. Doch nur soweit dringt des verheerenden Feuers, Macht wie der Wald durch Menschenhand niedergelegt, und kaum einen Zoll weiter, denn der saftige, markige, aufrechtstehend gebliebene Wald der Tropen ist für das wütendste Feuer unempfindlich, und es ist ein Glück, denn sonst wäre das herrliche Land Sumatra mit seinen fast undurchdringlichen Waldungen und deren interessanten mächtigen Bewohnern längst ein ödes ausgesengtes Stück Erde, eine brennende Wüste, das nicht der Rede wert ist. Thränen könnte man weinen, wenn man es sieht, aber der einzelne darf hier nicht reden, denn ganze Völker harren gespannt auf die Produkte der Kolonie und nicht zum mindesten auf das Sumatra-Deckblatt, das der Opfer undenkbar viele gefordert. Wälder in unberührter Pracht, deren

nach Tausenden zählende Bewohner, garnicht zu reden von den wertvollen Hölzern, den Rohprodukten und den Früchten des Waldes, deren letzte Spur kaum noch in der Asche erkennbar ist, und nicht minder ungezählte, aber unendlich viele Menschenleben.

Ist nun dies Hauptzerstörungswerk, das es aber längst nicht vermochte, die zukünftige Plantage in eine glatte Ebene zu verwandeln, vollendet, so treten die Kulis kongsieweise zusammen und arbeiten vereint am Umwälzen der kleineren, unverbrannten Stämme auf grössere, um diese durch ein weiteres Verbrennen zu vernichten. Der Europäer steckt nun die längs und quer die Felder zu durchlaufenden Wege ab, diese werden zunächst gesäubert und von Javanen mit Drainagegräben versehen, um das brennende Land gangbar zu machen und die Sümpfe zu entwässern. Während all dieser Arbeit, die rüstig von statten geht, sind mit Hilfe hunderter geschäftiger Hände Europäerhäuser errichtet, Kaufbuden chinesischer und malayischer Händler, sogenannte Kedehs, die mit Erlaubnis der Plantage sich hier niederlassen und alles zum Verkauf bringen, was der Magen und sonstige Bedürfnisse verlangen. Der javanische Pondock (Wohnhaus der javanischen Kulis und deren Hauptanführer, = Mandur), das chinesische Haupttandil-Haus, die Ochsenställe und die Wohngebäude, deren Wärter (meistenteils Klings von Madras, und das ruma sakit (Hospital) sind schnell errichtet, und ein geschäftiges Treiben beginnt. Freie Malayen, Gayor, Allas, Bandjaresen, Battaks haben, je nach Geschmack und Bedürfnis, ihre einfachen, aber geschmackvollen Hütten erbaut, diese am Flusse, jene an einem Sumpfe, andere am Waldesrand oder wiederum in der Nähe der Pflanzstrasse, um in der Nähe des Europäers zu Geld zu kommen und die durch die hergebrachte Kultur entstandenen Wünsche nach diesem und jenem zu befriedigen. Alle finden genügend Arbeit.



Javanische Kulis und Weiber nebst Anführer

Es sind Entwässerungsgräben zu ziehen, Dämme aufzuwerfen, Wege zu schlagen und zu bauen, Pfähle und Hölzer für die mächtige Trockenscheune und Fermentierscheune zu fällen und aus dem Wald zu schleppen unter Anleitung des Europäers Rintisse (Schneisen) zu schlagen, um das noch unbekannte Innere für die kommenden Jahre zu erforschen und auf die Karte zu bringen, und ehe noch all dies erledigt, beginnt schon wieder das Waldschlagen für die nächstjährige Pflanzperiode und Entwässern für das hierfür bestimmte Terrain. — Früh morgens um 6, wenn die Sonne nach kurzer Dämmerung erscheint, ertönt von allen Tandil- und Mandurhäusern der dröhnende Schlag des Tamtam oder des Gong, eines oft über mannshohen, ausgehöhlten, aufgehängten Stammes, oder der dumpfe Ton des Tanduk, eines aus den Hörnern des indischen Riesenbüffels hergestellten Signalhornes, und ruft die Hunderte von Arbeitern zur Thätigkeit. Der Chinesen Arbeit ist bestimmt, und sie gehen ihren gewohnten Gang hinaus in die ihnen zugewiesenen Felder, die sie nun auf eigene Rechnung bestellen. Die Javanen treten gliederweise an, werden abgezählt und jedem Trupp die für den Tag festgestellte Arbeit überwiesen. „Djalan" (vorwärts), und es zerstreut sich die Schar. Zurückgeblieben und angesammelt haben sich nun zunächst die Kranken, die oft, leider gar zu oft wirklich schwer krank sind und die sofortige Pflege nötig haben. Oft hat man aber auch Drückeberger in genügender Menge vor sich, und da ist es oft schwer, Gerechte von Ungerechten zu unterscheiden. Aber der fühlende Europäer kennt bald genug seine Leute, und demnach werden sie behandelt. Etwas Ricinus oder einige gelinde Dosis Chinin, die in jenen Landen fast niemals schadet, in möglichst wenig Wasser aufgelöst, hilft solchen Leuten meistens schnell wieder auf die Beine. Die augenscheinlich wirklich Kranken, die auch voraussichtlich lange Zeit als solche

zu behandeln sind, werden teilweise im Hospital aufgenommen oder können in ihren Häusern bleiben, und müssen diese letzteren dann genau nach den ihnen angegebenen Stunden erscheinen und Medizin (Obat) verlangen. Vorher bereits genannte Krankheiten sind die gefürchtetsten, und man sieht oft buchstäblich bis auf die Knochen abgemagerte Leute unter ihnen, und da ist Hülfe oft unmöglich, wenn man auch den besten Willen dazu hat; aber das gefährliche Opiumrauchen, welchem Laster scheinbar gerade diese Gestalten bis zum letzten Atemzuge fröhnen, macht meistens alle Mühen und die besten Medikamente zu Schanden.

Gegen solche Menschen, die nun ein für alle mal in schwerem Krankheitsfall dem wohlwollenden Europäer ihr Ohr verschliessen (besonders die Chinesen), wird auch schliesslich sein Herz härter und ohne es in späteren Jahren begreifen zu können, hört man einst beim Besuch des Hospitals mit grösstem Gleichmut an, dass ein oder sieben Kulis in einer Nacht gestorben wären.

Man notierte auf einem Zettel pro Mann 4 Bretter und einige Nägel und übergab diese vollgültige Sargquittung dem Hospitalaufseher, der dann von einem Kedeh das Nötige holte und die Toten durch Leichterkrankte oder Hülfschinesen (Congsiekans) an einem für diese Zwecke besonders bestimmten Hügel einscharren liess. Um die den verschiedensten Glauben angehörigen Leute nicht in ihren Beerdigungsceremonien zu stören und ihren Glauben zu beleidigen, werden Mohamedanern, Brahmanen und den Heiden gesonderte Hügel zugewiesen, auf denen sie ihre Toten bestatten. Befehl ist es, dem Toten ein mindestens 6 Fuss tiefes Loch zu graben, ausgenommen die Bengalen, welche jedoch nur in Minderzahl auf den meisten Plantagen als Privatwächter der Europäer, zu deren direkten Schutz und als Postboten angestellt werden, da diese ihre Stammesgenossen nicht in die Erde betten, sondern

sie auf hochgehäuften Scheiterhaufen verbrennen, nachdem die Leiche gewaschen, gesalbt und mit weissen Tüchern bedeckt ist. Die Bengalen bewachen die Reste des Glaubensbruders und schüren das Feuer so lange, bis auch nicht das geringste mehr Kunde von seiner Vergangenheit giebt, und der europäische Sammler würde umsonst suchen, einen Schädel des ihm unter den dortigen Völkerschaften Nächstverwandten aufzufinden. Die der Gesundheit der Umgebung wegen notwendigen Vorsichtsmaassregeln beim Begräbnisse braucht der Europäer beim Sumatra-Malayen, Javanen und Kling nicht zu überwachen, da diese ihre Toten ohnehin ehren und ihnen von selbst eine genügend tiefe Grabstätte ausschaufeln, um sie vor den aasfressenden Tieren des Waldes, vor allen den Sauen, zu schützen. Mit einer wahren Verehrung betten dieselben ihre Toten in die Erde und machen ihnen die Lage unter derselben nach Möglichkeit bequem. Ein bis 8 Fuss tiefer, schmaler Schacht führt nach unten und die eigentliche Lagerstatt des Verstorbenen wird am Grunde desselben seitlich ausgegraben und hier der Leichnam gebettet, nachdem er vorher die üblichen Waschungen erhalten und in schneeweisses Linnen eingehüllt ist. Um ihm die steife Lage zu erleichtern, werden aus Lehm Kugeln geformt und unter die Knie, Arme und Achselgelenke und unter den Nacken gelegt, worauf der Schacht mit Erde geschlossen und zugestampft wird.

Roh und gemein gegenüber diesen meist armseligen Menschenkindern verfährt der chinesische Kuli gegen seine verstorbenen Glaubensgenossen, die fern der Heimat oft ein jähes Ende finden. Nicht nur, dass der eine den andern ohne jedes Gefühl neben sich hinsterben und im Kote sich wälzen und winden sieht, sondern er raucht seine Pfeife, macht seine Glossen und spielt sein Spiel ruhig weiter, ohne sich auch nur im geringsten um ihn zu kümmern. Er wartet ruhig, bis der Euro-

päer ins Hospital kommt und das Nötige anordnet. Dieses ist zunächst eine ordentliche Tracht Prügel, die oben genannte Glaubensbrüder auch von Grund des mitfühlenden Herzens verdienen, und sodann der Befehl, dass gerade diese, wenn es ihr Gesundheitszustand irgend erlaubt, den Toten entkleiden, waschen, verhüllen, den einfachen Brettersarg zimmern und ihm sein letztes Geleit geben müssen. Auf die Stiele ihrer Hacken, mit denen sie das Loch schaufeln sollen, legen sie den Sarg und tragen denselben nach dem Heidenhügel, fortwährend hinter sich graue Papiere, mit Silbersternen beklebt, fallen lassend, die es dem Geist des Abgeschiedenen ermöglichen sollen, den Weg zu seinem irdischen Gelasse nicht zu verfehlen und seinem Namen als Geist (Hantu) Ehre zu machen. Das Grab soll, wie bereits gesagt, mindestens 6 Fuss tief sein, doch nach schwerem Regen fand ich andern Tags bereits beim Revisionsgange oftmals schon die Füsse und Teile des Körpers aus der Erdhülle hervorragen, diese von Sauen zerwühlt und die Kadaver angefressen, weil die Gruft oft kaum 2 Fuss ausgeschaufelt war. Was bleibt bei solcher bestialischen Handlungsweise dem Europäer zu thun übrig — nichts, als wie die Grabplätze möglichst abgelegen anlegen zu lassen, denn diese Verrohtheit der Sitten lässt sich mit Milde und Härte nicht bekämpfen, und die Folge davon ist, dass man als fühlender Mensch trotzdem abgestumpft wird gegen solche Bestialität im Chinesen und das ganze Pack von Grund des Herzens verachtet und demnach behandelt. Ich betone aber, dass ich hier speziell vom chinesischen Feldkuli rede, und besonders von denen, die wir beschäftigten und die ich Jahre hindurch zu beobachten Gelegenheit hatte. Wir konnten uns allerdings rühmen, den Abschaum des gemeinsten Proletariats von China als unsere Kulis zu verzeichnen, denn wir waren eine neue, weit abgelegene Plantage, die zunächst von Menschenagenten nehmen

musste, was sie erhielt, das Stück zu 80 Dollar, und dann schreckte unser ausserordentlich ungesundes Klima, das der Lage entsprach, die besseren Arbeitsleute hinweg, die, nachdem sie ihre Landsleute wie die Fliegen dahinsiechen sahen, es vorzogen, auf gesundheitlich günstiger gelegenen Estates nach Ablauf ihres Kontraktes Arbeit zu suchen und zu finden.

Es mag wohl kaum ein Volk auf der ganzen weiten Welt existieren, das mehr Abschaum der Menschheit, der Bestialität, grenzenlosere Sittenlosigkeit, viehische Grausamkeit, Diebe, Mörder, Räuber, kurz alles, was verabscheuenswert ist, zeitigt, als gerade China; und trotzdem eine solch unglaubliche Genügsamkeit und Arbeitsemsigkeit, die bei ihnen aber wahrscheinlich eher einem Laster, als einer guten Eigenschaft entspringt — nämlich dem Geiz und der Habsucht. Es giebt Ausnahmen, aber diese sind Seltenheiten, und das eine oder das andere dieser Laster haben auch diese sicher. Was diese Thatsachen besagen, bestätigt auch schon der Ausdruck der Physiognomie, welcher das Kainszeichen mehr oder weniger aufgedrückt ist, und sollte sich dem Beobachter unter den sich in der Fremde ansiedelnden Chinesen, wie hier in Sumatra, ein sympathisches Gesicht repräsentieren, so wette er hundert gegen eins, dass dieser Chinese hinter seiner schönen Larve eine desto schwärzere Seele birgt, aber solchen Problemen ist man selten ausgesetzt.

Doch zurück zur Thätigkeit auf der Plantage. Die Klings haben bereits die Buckelochsen vor ihre zweiräderigen Wagen (Karetta lembo) gespannt, indem sie ihnen einfach die vorne an der Deichsel befindliche Querstange über den Nacken legen und mit einem Strick um den Hals befestigen, und beginnen ihr Tagewerk. Einige Ochsenkarren haben Attapp vom Fluss, wohin er von der Küste durch Sampans gebracht und gestapelt wurde, nach den neu zu errichtenden oder auszubessern-

den Häusern und Scheunen zu bringen, andere (anak kaju) Stöcke zum Aufhängen des Tabaks nach den Trockenscheunen zu fahren, Waren für die Pflanzung und für den Haushalt der Europäer als Tandjong Poera zu holen, Materialien zu befördern etc. Ist gerade keine dringende Arbeit für die Ochsen vorhanden, so weiden sie unter Obhut eines oder zweier Klings in dem Lalang oder jungen Busch, dem Dschungel, es kommt auch vor, dass hie und da einer den hier hausenden Tigern zur Beute fällt. Die Klings selbst werden dann zu den verschiedensten Hilfsarbeiten, wie Wege, Graben und Gärten reinigen, Attappstapeln und Ähnlichem, verwandt.

Einen nicht unwichtigen Posten bekleidet der Dobi, d. i. Wäscher, auf der Estate, der für allein 3 Europäer schon genügend Beschäftigung findet, und diese thun gut daran, sich einen solchen auf der Pflanzung zu halten und nicht ihre kolossale Wäsche nach der Stadt zu einem Dobi zu senden, um sie dann endlich nach langen Wochen wieder zurückzuerhalten, nachdem sie inzwischen von dem geriebenen und gewaschenen Chinesen erst noch einmal an Eingeborene vermietet und unnötig vertragen worden ist; denn die Eingeborenen lieben es sehr, sich im Staate europäischer Tropenkleidung vor ihren Genossen zu zeigen. Dass drei europäische Pflanzer allein einen Wäscher in Gang, Beschäftigung und genügendes Verdienst bringen können, wird dem Leser schwerlich einleuchten, aber er bedenke, wieviel Wäsche allein von einem civilisierten Junggesellen in Deutschland im Monat verbraucht wird, und dann bedenke er weiter, die Tropensonne, die es dem Europäer wegen des unaufhörlich niederrieselnden Schweisses nicht gestattet, auch nur ein Stück seiner Kleidung, aus weisser Jacke, weissem Beinkleid und Wäsche bestehend, länger als einen Tag zu benutzen, und wie oft muss er wegen Regen, Überschwemmung, Schmutz, Waldarbeit und Ähnlichem seine Wäsche 2—3mal am

Tage wechseln. Einen halben Monat hat nun der Dobi zu waschen, zu trocknen und zu bügeln, eher erhält man seine Sachen im günstigsten Falle nicht zurück (zur Regenzeit dauert es oft doppelt so lang), und während dieser Zeit kann man auch nicht ruhig im Bette liegen und auf seine Kleider und Wäsche warten. Hieraus resultiert schon allein, dass man von jedem Wäsche- und Kleidungsstück mindestens so viel nötig hat, als der Monat Tage, ja meistens gebraucht der Pflanzer das Doppelte und nicht selten das 3- und 4fache. Hundert Anzüge sind keine Seltenheit, denn bei der entsetzlichen Handhabung der indischen Wäscherei, bei der die deutsche Hausfrau nur so aus der Haut fahren möchte, indem die gewaschenen Kleider anstatt des Auswringens auf glatte Steine oder Bretter geschlagen werden, die Taschen oder Falten gefüllt mit Wasser, hält die Wäsche nicht lange Stand; und ich bin sicher, dass die chinesischen Wäscher von den chinesischen Schneidern noch ihre Extraprovision erhalten für überkräftige Behandlung der Europäerwäsche und diese auch möglichst zu verdienen suchen.

Als auf den Estates sonst noch ansässige Bewohner sind die Oppasser, die Polizei der Pflanzer, zu nennen. Es sind dies meist Afghanen oder Bengalen, hohe, kräftige, äusserst sympathische Erscheinungen in langen, faltigen, weissen Gewändern mit vielfach geschlungenem Turban auf dem Haupt und meist einem edeln schön geschnittenen Gesicht, von tiefschwarzem Vollbart umrahmt. Ihr kleines, geschmackvolles Wärterhäuschen wird in der Nähe der Europäerwohnungen errichtet, damit sie jederzeit zu dessen Verfügung stehen. Sie leben abgeschlossen untereinander und verkehren eigentlich kaum mit einem anderen Stamm. Sie sind sich bewusst, auf Seiten des Europäers stehen zu müssen, in dessen Sold sie sind, und fühlen sich demnach auch höherstehend als die Hunderte auf der Estate angestellten javanischen,

chinesischen Kulis und Klings. Sie werden verwandt zunächst als Wärter der Fermentierscheune, in der die ganze Hoffnung und der ganze Reichtum der Plantage steckt in Gestalt der gesammten Tabaksernte. Sie bewachen dieselbe abwechselnd Tag und Nacht und sind durch die ihnen rätselhafte Kontroluhr fortwährend überwacht und auf den Beinen gehalten. Sodann haben sie Briefträgerdienste inner- und ausserhalb der Plantage zu verrichten und machen, mit einem $1^1/_2$ Meter langen Stock oder Lanze aus Eisenholz, ihre gewohnte Waffe, und einem europäischen Seitengewehr oder Säbel bewaffnet, ihre weiten Gänge nach der Stadt, die verschlossene Brieftasche, zu der nur der Agent der Plantage den 2. Schlüssel besitzt, über die Schulter gehängt. Kleinere Geldbeträge vertraut ihnen der Europäer auch an, aber niemals grössere, denn hierfür ist fast ohne Ausnahme jeder in den Tropen lebende Nichteuropäer ausserordentlich empfänglich und kann der Macht des Mammons auch nicht im geringsten widerstehen. Wozu verlassen sie auch Weib, Kind, Freunde, Verwandte und Anhang anders, als beim Europäer schnellmöglichst zu Gelde zu kommen?! Auf welche Weise sie es verdienen, ist ihnen meist gleichgültig, und von der Ehrenhaftigkeit des Europäers im Allgemeinen haben sie blitzwenig — ja ihnen fehlt förmlich das Gefühl dafür. — Hat einer der Kulis eine Schuld auf sich geladen, gestohlen, geräubert, gespielt ausserhalb der hierfür gestatteten Zeit, revoltiert oder gemordet, so folgt der Oppass oder deren zwei dem die Angelegenheit untersuchenden Europäer. Wird der Kerl reif fürs Gefängnis oder nur für eine Tracht Prügel oder eine Nacht in Ketten schuldig befunden, so umschliesst der Oppass kaltblütig, ohne ein Wort zu reden, die Hände des Deliquenten auf den Rücken und treibt ihn vor sich her seinem Hause zu, denn dieses ist nicht allein die Wohnung des Oppass, sondern zugleich vor-

übergehendes Gefängnis für die Dauer der ersten Nacht, während welcher der Gefangene, vermittelst der Kette in sitzender Stellung um einen Pfahl geschlossen, die Annehmlichkeiten einer solchen ohne Schutz gegen die Mosquiten durchkosten kann, und dies allein ist für ein leichtes Vergehen schon Strafe genug. Aber er hat es verdient und muss es durchmachen. Geringe Vergehen werden meistenteils durch den Europäer an Ort und Stelle geahndet, andere, bei denen der Europäer sicher ist, das Gerechtigkeitsgefühl der übrigen Kulis auf seiner Seite zu haben — und hierin liegt der Schwerpunkt der Jurisdiktion des Pflanzers —, werden bestraft unter Hinzuziehung der eigenen Stammesgenossen als ausübende Kraft, und zwar lediglich durch Stockstreiche. Die holländische Regierung ist ausserordentlich streng gegen die Selbsthilfe des Pflanzers in Strafsachen in solchen Fällen, und auch mit Recht, insofern es auch unter den Europäern leicht solche giebt, die den berühmten Tropenkoller bekommen, d. h. ausarten und bei denen die Roheit zu Tage tritt. Einer solchen sollte sich der Pflanzer nie schuldig machen. Aber es giebt Fälle, und wohl die am meisten vorkommenden, bei denen es einfach eine Lächerlichkeit wäre, den Schuldigen erst durch 2 Oppasser vor den Kontrolleur, das Gericht, zu senden und ihn erst zurückzuerhalten, nachdem er vielleicht 2 Tage Gras in den Strassen der Stadt gerupft oder den Tukan-ayer eines holländischen Beamten durch seine Hilfe etwas erleichert hat. Der rechtfühlende europäische Pflanzer wird auch leicht das Richtige erkennen, denn jenen uncivilisierten Menschen ist, was Recht oder Unrecht auf seiten des Europäers ist, den er nach Möglichkeit zu hintergehen und zu übervorteilen sucht, völlig klar, und der chinesische Kuli lässt sich, wenn auch unter Schimpfen und Fluchen, lieber 25 aufzählen, als 5 Cent vom Lohn abziehen.

Der Tabaksbau.

Nachdem die Feldkulis mit Hilfe der Congsicans (Hilfsarbeiter) die ihnen zugewiesenen Felder, wie vorstehend beschrieben, von Stämmen und Ästen durch Verbrennen gereinigt haben, beginnt das Hacken des Bodens und Ausroden der kleineren Wurzeln. Grosse Wurzeln und Baumstümpfe bleiben einfach unberücksichtigt, da deren Fortschaffen unverhältnismässig viel Kosten verursachen würde. Zugleich werden Saatbeete an den geeignetsten Stellen der Felder errichtet und, um die jungen Pflänzchen vor der Mittagshitze, in der sie sofort verbrennen würden, zu schützen, werden diese Beete noch mit leichten Dächern und Seitenwänden aus Lalanggras bestehend, beschützt. Die Erde wird für diese Beete, die etwa 18 × 3 Fuss gross sind, ganz besonders sorgfältig verkleinert, und alle 6—8 Tage wird ein weiteres Saatbeet angelegt, bis die Zahl 15 pro Feld erreicht ist. Der äusserst feine Tabakssamen wird gleichmässiger Verteilung halber in eine kleine Tonne mit Holzasche geschüttet, pro Beet genügt eine Revolverpatronenhülse 9 mm Kaliber, und so über das Beet gesäet und begossen. Schon nach wenigen Tagen kommen die Pflänzchen zum Vorschein und verlangen von Beginn an äusserste Pflege. Die Seitenwände müssen je nach dem Stand der Sonne verstellt werden; fehlt es an Regen, was zu dieser Zeit der Trockenheit fast stets der Fall, so muss ganz früh am Tage und spät abends begossen werden. Täglich sind Raupen zu suchen, unter denen sowohl der junge als auch der alte Tabak ausserordentlich zu leiden hat, durch kleine Entwässerungsgräben sind die Beete bei Überschwemmung, vor schwerem Regen zu schützen, und der Kuli hat alle Hände voll zu thun. Kaum ist diese Arbeit vollendet, so beginnt wieder das Hacken und Roden

Tabak-Trockenscheune

am Anfang des Feldes, während im Hintergrund desselben noch die letzten Stämme, zusammengeworfen, zu Asche verglimmen. Sobald die Saatpflänzchen etwa $^1/_2$ Fuss hoch sind, können sie ins Feld verpflanzt werden, und zwar in genau streng einzuhaltender Ordnung. Zu diesem Zweck werden nach einer mit Lappen versehenen Pflanzleine Löcher in den umgehackten, gerechten und von Unkraut gesäuberten Boden gehackt, jedes mindestens 20 cm von dem anderen entfernt und mit einem Abstand von 3 Fuss zwischen den einzelnen Reihen, und in diese werden schnellmöglichst ganz früh oder gegen Abend die zu diesem Zweck sorgfältig den Beeten entnommenen Pflänzchen gesteckt und deren Wurzeln sofort mit Erde bedeckt. Jede einzelne Pflanze erhält einen Sonnenschirm in Gestalt eines Brettchens in Cigarrenkistendeckelgrösse, der so gesteckt wird, dass die Sonne die Pflanze mittags nicht bescheint. Am 7. Tag nach ihrer Verpflanzung erst ist die junge Tabakstaude widerstandsfähig gegen die Tropensonnenglut, welche fortwährend über den Feldern sichtbar zittert, und dann erst dürfen die Schirme fortgenommen werden zum weiteren Schutz für später zu setzende Pflänzchen. Mit jedem Tage nimmt die Arbeit der Kulis zu, denn die Pflanzen müssen nun hoch angehäuft werden, damit nach schwerem Regenfall sich keine stagnierenden Gewässer bilden und die Sonne den noch empfindlichen, weichen Stamm nicht verbrennen kann. Und so geht es weiter mit Saatbeeten, Würmersuchen, Wassergiessen, Hacken, Schaufeln, Rechen, Löchergraben, Pflanzenzudecken, Bretter auf- und fortstellen, Anhäufen, Holzverbrennen, Urbarmachung, Drainagegräbenziehen, und ehe der Kuli diese kolossale Arbeit noch ganz bewältigt hat, beginnen schon die erstgepflanzten Bäume zu reifen, und es naht die Ernte. — Sobald die Stauden eine bestimmte Blattzahl erreicht haben, so dass beurteilt werden kann, dass nur diese sich kräftig ent-

wickeln, was jedoch sehr verschieden und ganz von der Lage und Bodenbeschaffenheit abhängig ist, so muss die Spitze (budjut) mit den untauglichen schmalen Blättern, und zwar vor der Blüte, abgebrochen werden. Auch diese Arbeit verlangt viel Mühe und Aufsicht. Die Hauptaufgabe des Pflanzers selbst ist nun während dieser Zeit, zu beaufsichtigen, dass die vorstehend beschriebene Art der Bepflanzung und Pflege der Stauden strikte innegehalten wird, denn hierin liegt der Schwerpunkt der ganzen Anlage, von der die Existenz des Europäers, des ganzen Unternehmens, ja oft das Leben des Pflanzers selbst abhängt.

Der Feldkuli nämlich arbeitet auf eigene Rechnung, d. h. nicht gegen fixen Lohn, sondern alles, was er im Laufe seiner Feldthätigkeit erhält an Vorschusslohn, Werkzeug, Kopfsteuer an die Regierung, Lohn für Waldschlagen seitens der Malayen, Pflanzbrettchen, Barbier etc., ist nur Vorschuss auf seine Leistung, denn das Produkt der Feldarbeit des einzelnen Kuli wird vom Pflanzer während der Ernte auf seine Qualität hin abgeschätzt und dem Konto des Kulis gutgeschrieben. Dieses Abschätzen des Wertes der in die Trockenscheunen abzuliefernden Tabakstauden ist ein äusserst missliches Amt und erfordert ein ausserordentlich gerechtes Empfinden von seiten des Europäers, der volle Gerechtigkeit dem Kuli gegenüber, als auch seinen eigenen gerechten Vorteil im Auge behalten muss. Des Kulis Schweiss klebt an jedem Blatt, kann ich buchstäblich behaupten, und von jeder einzelnen Pflanze berechnet er sich von vorneherein seinen Gewinn, versucht allerdings, den Europäer eigentlich ohne Ausnahme hinters Licht zu führen, indem er enger zu pflanzen versucht, als wie vorgeschrieben, um dadurch eine an Zahl grössere Ernte zu erzielen, oder während des Aufhängens in den Tabaktrockenscheunen Betrügereien versucht und schlechte, wurmzerfressene oder kleine Stauden



Tabakfelder mit Trockenscheunen im Hintergrund

zwischen grosse, schön entwickelte, tadellos gepflegte Bäume hängt. — Wie mancher Pflanzer hat unter Hacken- und Axthieben und Fusstritten sein Leben lassen müssen während dieser, der sogenannten Empfangszeit, wenn er den Gerechtigkeitssinn der zumal chinesischen Feldkulis nicht richtig aufzufassen verstand und einzig in seinem oder im Interesse der von ihm zu verwaltenden Plantage urteilte, oder indolent von den aussenhängenden Bäumen sich ein Urteil bildete über die Tausende von Pflanzen, die dahinter verdeckt hingen. Wie Mancher hat hier gesündigt und wie Mancher hat ins Gras beissen müssen unter der Wut der sich benachteiligt sehenden Kulis; aber selten oder nie ohne seine eigene Schuld, und ich muss dies hervorheben, so wenig sonst auch an einem solchen Gelbgesicht, zumal unter oben erwähnten geschilderten Verhältnissen, gelegen sein mag. Aber alles hat seine Grenzen, und so gut der Kuli die härteste Strafe ohne Rachegefühl hinnimmt, die er wirklich verdient, so zur Bestie kann er ausarten, wenn ihm direkte Ungerechtigkeit widerfährt, und dann aber, aber auch nur dann stehen sie Mann für Mann, wie ein Corps der Rache, gegen den Europäer.

Ernte.

Der Tabak ist reif, die Ernte beginnt. Aus Matten, die über bezw. zwischen je zwei Holzgabeln mit langen Endstielen befestigt sind (wie das Bild zeigt), werden die Tabaktransportkörbe für die Aufnahme der reifen Stauden hergestellt, und jeder Kuli, das krumme Hiebmesser zur Seite, wartet auf das Zeichen zum ersten Ernteschnitt.

Sobald dar Tau auf den Pflanzen vor der Sonne gewichen ist und keine Wolke den Himmel trübt, ertönt auf Veranlassung des Pflanzers von jedem Aufseherhaus der weithinschallende Ruf des Büffelhorns, und reges Leben herrscht in den Feldern.

Die Bäume werden kurz über der Erde abgeschlagen und auf die Transportkörbe gelegt bis keiner mehr Platz findet, und mit dieser schweren Last auf dem Rücken trabt der Kuli der Trockenscheune zu, meist nahe dabei, oft hunderte von Metern entfernt, und legt seine Bäume auf Matten, die auf der Erde liegen, und so gehts hin und her, immer laufend, bis der letzte reife Baum geschnitten ist oder die Kräfte des Kulis ein Mehr nicht erlauben. Nach kurzer Erholung beginnt er mit dem Aufhängen der Bäume, immer 10 und 10 an ein Holz mit dem Stiel nach oben, an Baumfaserstricke, und sollen die Bäume genau nach Qualität geordnet und in gleichmässigem Abstand gehängt werden, vorn die grossen schönen Bäume, ohne Stückblätter und Wurmfrass, dann die mittleren, dann die kleinsten und an diese anschliessend in gleicher Reihenfolge die Bäume mit Stückblatt und so fort, damit der Europäer leicht die Qualität und den Wert beurteilen, dem entsprechend seine Preise dafür einsetzen und dem Kuli gutschreiben kann.

Hier heisst's also aufs genaueste aufpassen, gerecht handeln und keine Mühe scheuen, denn während der eine Chinese strikte nach Vorschrift handelt, hängt der andere die herrlichsten Prachtbäume gewissermassen als Deckmantel um seine dahinterhängenden ungepflegten, wurmzerfressenen Stauden, um so den Pflanzer zu betrügen. Das erfordert dann entschieden Strafe durch Minderbewertung des Tabaks, und der Europäer muss solche Schwindeleien durch genaue Kontrole entdecken, da sonst der Betrüger dem ehrlichen Arbeiter gegenüber im Vorteil stünde, was weder mit dem Gerechtigkeitsgefühl des Europäers noch dem des Kulis in Einklang zu bringen ist. Ist endlich der letzte Baum vom Feld in die Trockenscheune gebracht, so ist die Feldarbeit und damit die Arbeit des Kulis für eigene Rechnung erledigt, seine Ernte ist abgekauft vom Pflanzer und



Grosse Tabak-Fermentierscheune

wird ihm die Differenz, falls eine solche zu seinen Gunsten nach Abzug der erhaltenen Vorschüsse vorhanden, einige Monate später nach Abarbeiten und Verpacken der ganzen Ernte ausgezahlt; andernfalls der Kuli kontraktlich verpflichtet ist ohne Handgeld ein weiteres Jahr für die Estate zu arbeiten.

Nachdem der Tabak in den Trockenscheunen durch die stets durchstreichende Luft völlig ausgetrocknet ist, (er wird von Etage zu Etage durch besondere Scheunenwächter gegen Lohn höher gehängt und erreicht seine letzte Station im Giebel der Scheune), so werden die Blätter, nachdem die Bäume heruntergeholt sind von ihrer luftigen Höhe, vom Stamm abgepflückt und in Längen sortiert, gebündelt, um sodann in die mächtige Fermentierscheune gebracht zu werden, woselbst sie einen Gährungsprozess durchmachen müssen, um ihre geschmeidige Elastizität zu erhalten und die Reise nach Europa, hauptsächlich Amsterdam, Bremen und Hamburg, gut zu überstehen.

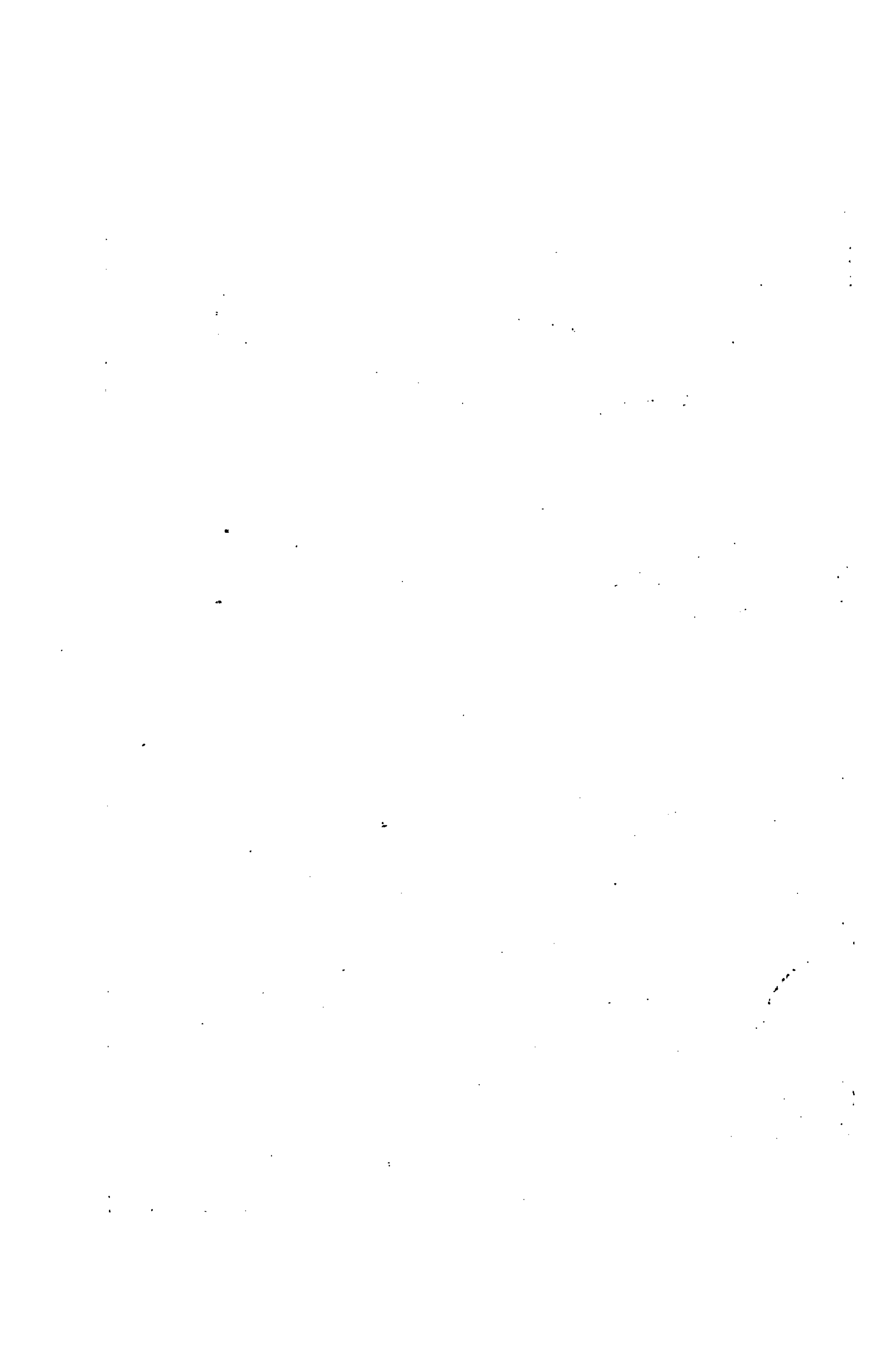
In neuerer Zeit ist in sofern auf mehreren Plantagen ein Umschwung in der Pflanzweise und Ernte eingetreten, als das Pflanzen des Tabaks fast regelmässig, wenn es die Witterungsverhältnisse irgend ermöglichen, am 1. März beginnt (direkt nach Beendigung der Regenzeit). Die Bäume werden nicht mehr parallel, sondern in senkrechter Linie zur Pflanzstrasse bei sonst gleichen Abständen wie früher gesetzt, nachdem die Felder bis zum äussersten Ende, allerdings mit Hinzuziehung von Hülfskräften, vollständig urbar gemacht sind, damit der Feldkuli vollauf Musse findet, sich nur seinen Pflanzen zu widmen und auf diese Art weniger wurmzerfressene Blätter erzielt. Sodann wird die Ernte nicht mehr durch Abschlagen der ganzen Bäume betrieben, sondern durch Abbrechen der zuerst reifen, also der Fuss- oder Sandblätter, denen der Reife nach die Mittel- und schliesslich Toppblätter folgen. Diese werden nun

nicht im Pikulan, sondern in besonderen Körben Blatt für Blatt senkrecht gestellt in die Scheune gebracht, und auch diese werden in besondere Scheunen für Kopf-, Mittel- und Fussblatt getrennt. Selbst die Blüte, die früher vorzeitig gebrochen wurde, um den einzelnen Blättern eine stärkere Entwickelung zu geben, bleibt jetzt länger bestehen, damit die Staude mehr Kopfblätter entwickelt, die nun auch grösser ausfallen, da sie ausreifen können und weil ihnen die abgebrochenen Fuss- und Mittelblätter keine Kraft mehr entziehen. Die Räuber jedoch lässt man ruhig auswachsen, und so gleicht das bisher monotone, grüne Blättergewirr einem mächtigen, weissen Blütenmeer von fast doppelter Höhe der Bäume, wie bisher, so dass der Mensch unter ihnen verschwindet, und ungleich mehr, vor allem Kopfblätter, ja das 2—3fache gegen früher, erzielt werden. In der Trockenscheune wird nun Blatt für Blatt an einen Draht, Talihidju oder Kulit Kaju, aufgenäht, mit dem nötigen Zwischenraum für Luftspiel, und so aufgehängt. Aber die hierdurch entstehenden, ganz bedeutenden Mehrkosten bringen den erwarteten Mehrgewinn für besser gepflegte Ware und grössere Blattzahl kaum ein, und da die chinesischen Kulis sich zu solchen Neuerungen, zumal sie ihnen keine besonderen Vorteile zeigen, schlecht bekehren wollen und bereits Unruhe unter ihnen entsteht, so wird vielleicht über kurz oder lang wieder zum alten System zurückgegriffen werden müssen, wenn nicht ganz andere Preise die doppelte Mühe einigermaassen verlohnen, was bis heute noch nicht der Fall.

Die Fermentierscheune ist ein mächtiges, langgestrecktes Gebäude, das die gesammte Ernte der Pflanzung in sich aufnehmen muss, und deshalb ist dieselbe sonst wegen des Luftzuges überall mit verschliessbaren, fensterartigen Öffnungen versehen (Tingkaps), dicht mit Eisengeflecht oder starkem Gitter gegen Ein- und Ausbruch geschützt, und hier spielt sich die wichtigste



Chinesische Kulis beim Farben- und Längen-Sortieren



und Monate lang dauernde Arbeit in der Behandlung des Tabaks ab. Sowie die getrockneten Tabaksbündel, nur in vier Längen sortiert, aus den Trockenscheunen hierher kommen, werden dieselben sorgfältig aufeinander geschichtet, zu anfangs kleinen, von Zeit zu Zeit durch Zusammenlegen stetig wachsenden Stapeln oder Haufen, um so durch die eigene Wärme, die durch in langen Bambusröhren liegende Thermometer kontrolliert wird, ihren Gährungsprozess durchzumachen. Um die ganze Fermentierscheune läuft innerhalb ein etwa 5 Meter breiter Gang, und der ganze übrige mächtige Raum wird von einer 2 Meter vom Fussboden entfernten, auf Pfählen errichteten Bretterbühne (Bale Bale oder Lantej) eingenommen. Hier lagert der Tabak unter fortwährender Kontrolle einiger chinesischer Aufseher und der nötigen Hilfsleute zum Umstapeln und Herunterreichen der ausfermentierten Bündel an die Farbensortierer. Diese sitzen mit unterschlagenen Beinen auf einer niedrigen Brettergallerie längs der Aussenwand, halbkreisförmig von etwa 3 Fuss langen aufrecht stehenden Nibungstäben, welche die Kammern für die verschiedenen Farben bedeuten, umgeben. Diesen gegenüber sitzen oder rutschen die Längensortierer, welche, sobald eine Kammer fertig sortiert ist, und zwar jedesmal mit einer einzigen Farbennüançe, diese von neuem wieder bündeln, und zwar in Bündel von stets gleicher Blattzahl und Länge, die sie an einer markierten, vor ihnen liegenden Matte ausmessen; Sortierer und Bündler arbeiten in Kongsie, d. h. gemeinsam in Accord und werden die von ihnen fix und fertig sortierten Bündel in einem besonderen Raum der Empfangskammer unter Oberaufsicht eines fachmännischen Europäers, meist des ältesten Assistenten, durch besonders hierfür auserwählte tüchtige alte Tabaks-Chinesen auf ihre Güte und Gleichmässigkeit untersucht, gezählt, taxiert und dem betreffenden Kuli gutgeschrieben. Hierauf wandern die

Bündel abermals auf die Lentej, werden von neuem aufgestapelt, nun aber genau, Farbe für Farbe, Länge für Länge, getrennt, und so entstehen aus den zuerst wenigen, noch unsortierten, aber mächtigen Bündel, eine Menge kleinerer und zwar an die 80 Haufen oder Stapel, denn der Tabak wird in 20 verschiedene Farben oder Qualitäten und all diese wieder in 4 Längen sortiert. Jeder Haufe erhält wieder seinen Thermometer oder je nach Grösse deren mehrere und ein Holzschild, auf dem Farbe, Länge und Temperatur, welche bis zu 60—70 Celsius steigt, genau verzeichnet wird. Ist nun endlich die gesammte Ernte in dieser Weise abgearbeitet und ausfermentiert, dann wird der Tabak in Ballen aus geflochtenen Matten verpackt, in diese hineingepresst, genäht und gezeichnet und kann nunmehr — sei es per Sampan auf dem Wasser oder per Ochsenkarre zu Lande — seine Reise nach der Küste antreten, um hier auf den Küsten-Dampfern nach Penang oder Singapore und dort in die grössten, überseeischen Dampfer umgeladen nach Europa zu den verschiedenen Hauptmarktplätzen, wie Amsterdam, Bremen oder Hamburg, verschickt zu werden.

Diese das ganze Jahr beanspruchende rastlose Thätigkeit auf der Estate wird nur unterbrochen durch die Zahl- oder Löhnungstage, welche nur zweimal im Monat abgehalten und daher auch wegen ihrer Seltenheit von den Kulis „Harri bezar“, d. h. grosser Tag, genannt werden, sowie durch einige, den Chinesen besonders heilige Feiertage, an denen den Göttern Speise- und Trankopfer gebracht, aber der Sicherheit und besseren Bekömmlichkeit halber bald darauf unter dem Brasseln und Donnern von Kreckern und Kanonenschlägen und wüstestem Gejohle verzehrt werden. Das grösste dieser Feste aber ist das chinesische Neujahr, das 3—4 Tage dauert, und es ist unglaublich, was an diesen Tagen geopfert, getrunken, gepulvert und ge-



Gestapelter Tabak in der Fermentierscheune

schrieen wird. Als wäre der jüngste Tag erschienen, so geht es morgens in aller Frühe los, und kopfschüttelnd steht der Fremdling, der Europäer da und fasst es nicht. Es is das Austoben der halbmenschlichen Natur, das Austoben nach soviel Arbeit und Ernst des Daseins, der tollste Ausbruch des Gefühls des Dürfens, des sich einmal Gehenlassens, des Dürstens nach Freiheit und Befriedigung der das ganze Jahr gährenden, aber unbefriedigten Leidenschaften. Tolle bachantische Lust ergreift sie Alle und reisst sie im Taumel des Opiums und des Alkohols mit sich fort und meist ins lauernde Verderben. Der chinesische Kuli, so arm er ist, ist ein leidenschaftlicher Hazardspieler, jedoch findet er das ganze Jahr hindurch wegen der vielen Arbeit und Aufsicht keine Gelegenheit dazu, dieser Leidenschaft die Zügel schiessen zu lassen, zumal das Geldspiel streng verboten ist. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, wo er sich diesem Laster voll und ganz ungestört hingeben, wo er im Gelde wühlen, es wachsen und schwinden sehen kann. Es fällt dieses Fest etwa mit dem Ende der Ernte zusammen, und so hat der fleissige, manchmal auch der ganz geriebene Chinese einen für seine Verhältnisse recht ansehnlichen Überschuss erzielt, von dem er unter normalen Verhältnissen, wie er sonst lebt, ein bis zwei Jahre sorgenlos leben könnte, ohne auch nur die Hand zu rühren. Es entspricht dieses durchaus den Thatsachen, denn der Kuli erhält für seine gesamte Verpflegung, selbst während der angestrengtsten Pflanz- und Erntezeit, monatlich keinen Cent mehr als 5 mexikanische oder japanische Silber-Dollars, jüngere, unerfahrene Sinkehs oder Neuankömmlinge selbst deren nur 4, während sein Verdienst leicht 80 bis 100 Dollar betragen kann.

Chinesisch Neujahr ist nun die Zeit des Spiels und wird die Erlaubnis hierfür an chinesische Geldmänner und Spekulanten von der Verwaltungsbehörde ver-

pachtet. Diese halten sich während dieser Spielperiode nun gegen Provisionsgebühren die routiniertesten Spieler des Landes, welche das ganze Land überschwemmen und an den Festtagen auf keiner Estate fehlen. Tag und Nacht ist die Hütte, woselbst sich die Bankhalter niedergelassen haben, von Spielern überfüllt, und da sie fast ausnahmslos wüste Spieler sind, so herrscht hier das Hauptleben, während Wajang oder malayisches Theater und das chinesische Marionetten-Theater fast verödet stehen und nur auf einige abschreckend hässliche alte Chinesen-Weiber etwas Anziehungskraft ausüben. Wüster Lärm, Geschrei, Heulen, Jammern, Fluchen, Spottgelächter und Wutgeschrei, alles klingt wild und wirr durcheinander, stiere, blöde Opium-Gesichter hängen wie gebannt am Boden auf der Matte, auf der das verschleierte Schicksal in Gestalt von Messingdosen, welche einen Würfel in sich bergen, ruht. Dieselben werden endlos lange gedreht, schliesslich feierlich langsam aufgehoben, und nur während dieser Zeit der Spannung herrscht Todesschweigen, das aber jäh von Ohren zerreissendem, schallendem Jubel oder Wutgebrüll, je nachdem der Würfel gefallen ist, unterbrochen wird. — Höchst selten passiert es, dass ein Kuli seinen Verdienst bewahrt oder womöglich verdoppelt und verdreifacht und dann in seine Heimat nach China zurückkehrt. In der Regel verliert der Kuli seine ganzen, wahrlich sauer genug erworbenen Ersparnisse und ist dadurch gezwungen, sich ein weiteres Jahr dem Pflanzer zu verpflichten und thut dieses kalten Blutes, indem er sich durch ein Kreuzchen oder sonstiges Zeichen (schreiben kann er meist nicht), womöglich noch von der Hand des Europäers geführt, mit Tinte und Feder in die Anwerber-Liste der Pflanzer einträgt. Er erhält hierfür seine blanken klingenden 40 Dollars, die manchen Kuli verführen, den Staub der Estate von den Füssen zu schütteln und zu verduften;

aber wieder kommen sie eigentlich alle, wenn auch wider Willen, denn der Chinese ist für den Eingebornen des Landes, den Malayen, sozusagen vogelfrei, und kein Chinese darf sich ausserhalb der Pflanzungen blicken lassen ohne seinen Surat Djalan — das ist soviel als unser Urlaubspass —, und die Malayen passen scharf auf jeden verdächtigen Chinesen auf, nicht aber etwa aus Interesse für den Europäer, sondern vielmehr um sich die von demselben ausgesetzten Belohnungen für das Einfangen von Wegläufern zu verdienen. Und so langen sie langsam, aber sicher wieder an, wandern für einige Tage ins Provinzial-Gefängnis und verzichten nach endgültiger Rückkehr meist auf alle ähnlichen Freiheitsgedanken. Die wenigen, welche nicht zurückkehren, — freiwillig oder unfreiwillig — finden auf ihrer Flucht, die sie oft von den Verkehrswegen aus Furcht vor Entdeckung abbringt, entweder im Gewirr des Urwaldes ein trauriges, qualvolles Ende durch Verhungern, Schlangenbisse oder durch Raubtiere, oder günstigen Falles ein elendes Sklavenleben bei den teils noch wilden, teils dem Kannibalismus fröhnenden Gebirgsbewohnern des Innern, den Battas und Gajors. Manchmal bilden sie auch, wenn sich mehrere zusammenfinden, recht gefährliche Räuberhorden, die der Schrecken des Landes werden und denen die Regierung vermittelst Polizeitruppen ganz energisch auf den Leib rücken muss, um dieses Gesindel aufzuheben. Die Nahrung des Chinesen, die er sich selbst in den auf der Pflanzung befindlichen Kadehs beschaffen muss, besteht morgens, mittags und abends durchweg aus gekochtem Reis und gesalzenem, an der Sonne getrocknetem Fisch, dem „Ikan-Kring“. Gemüse, die sich die Kulis bei ihren Kongsi-Häusern ziehen, wie Wurzeln, Kartoffeln (Ubi Kaju), Mais, Zuckerrohr, Wassermelonen und ähnliches, was billig zu beschaffen und sehr dankbar üppig gedeiht, sowie zahllose Pilzsorten bringen etwas Abwechselung in die Kost, bei welcher der Kuli,

der nicht Opiumraucher ist, sich zu einem herkulischen Arbeiter entwickelt. Der genügsame Chinese hat kaum weitere Bedürfnisse, als in den Mussestunden aus seiner langstieligen Pfeife mit Miniaturkopf aus Metall, die knapp soviel Tabak fasst als ein gewöhnlicher kleiner Fingerhut, einige Züge zu thun, und trägt er diese Pfeife und ein Beutelchen mit Tabak und Zündhölzern ständig bei sich, sei es nun am Harri Bezar im Seidengewand, oder sei es bei der Arbeit am Strick, der sein Lendentuch hält. Der Opiumstinker, wie er berechtigter Weise vom Europäer auf Sumatra mit Verachtung genannt wird, muss seine Gelüste unter dem schwülen Moskito-Netz, auf der Matte liegend, befriedigen und lässt sich nur ungern dabei vom Pflanzer überraschen, wenn es auch ausserhalb der Arbeitszeit nicht verboten ist.

Die Opium-Pfeife, deren sich die Kulis in Sumatra bedienen, besteht aus einer etwa $1^1/_2$ Fuss langen, blank polierten Holzröhre, an deren einem Ende ein tassenartiger, senkrecht stehender Porzellan-Kopf angebracht ist. Dieser ist jedoch oben bis auf ein ganz kleines Loch geschlossen. Das Opium „Dschandu“ in Syrupform und Farbe wird in einem Porzellandöschen sorgfältig bewahrt, da es sehr teuer ist und leicht Abnehmer findet, wird durch Eintauchen und Drehen einer an einem Stäbchen befindlichen Nadel herausgeholt und der sich dann an der Spitze der Nadel bildende dickflüssige Tropfen über einer kleinen Spiritusflamme zum Erhitzen gebracht. Sobald es brodelt, wird es über das kleine Loch des Porzellankopfes gehalten und der Dampf durch kräftiges Einatmen am Mundstück in Lunge und Magen eingesogen. Dies wird so oft wiederholt, bis der Raucher die Wirkung verspürt, die sich beim Anfänger durch fürchterliches Erbrechen, beim Gewohnheitsraucher durch in den gläsernen Augen sichtbare Trunkenheit und Ermattung äussert.

Ein Uebermass dieses Genusses und des daraus entspringenden aufregenden Traumlebens wirkt mit den Jahren dermassen zerrüttend auf das gesamte Nervensystem, dass diese Leute leicht dem Opium-Wahnsinn und dessen Folgen verfallen. Ein solcher Mensch wird zur reissenden Bestie, wenn ihm die Truggebilde als Folge des Opiumgenusses vorgaukeln, und nur im Hinschlachten von Freunden und Feinden, selbst des eigenen Anhanges, und dem Anblick menschlichen Blutes findet er ein wahntolles Gelüsten und dann ein schreckliches Erwachen, wenn ihm ein solches überhaupt noch vorbehalten ist, denn meist enden diese Blutdürstigen, die vogelfreien „Amokläufer", durch den Lanzenstoss oder „Parang-Hieb" eines mutigen Inländers oder den Schuss eines Europäers. Einer meiner Bekannten sah einst, als er auf seiner Veranda sass, einen solchen „Amokläufer" mit dem Kris in der Hand daherstürmen und ein wehrloses Kind zusammenstechen. Eine Gruppe von Frauen und Kindern flüchtete schreiend vor ihm her, während einige bewaffnete Javanen die Verfolgung aufnahmen. Dies sehen, seine Doppelflinte ergreifen, war eins und als der Mörder auf Schussnähe heran war, den Kris zum weiteren Stoss bereit, stürzte er im Schuss zusammen und hauchte unter den Füssen seiner Verfolger sein Leben aus. Ich selbst wäre auch einmal um ein Haar einem solchen Scheusal in Gestalt eines Javanen, mit dem ich, nebenbei gesagt, bisher nie in Berührung gekommen war, zum Opfer gefallen. In voller Thätigkeit bei Beaufsichtigung der Felder überraschte mich einer jener plötzlich und ausgiebig niederstürzenden Tropenregen. Alles, was Beine hatte, stürmte vor dem Unwetter in die Kongsies, Trockenscheunen oder dorthin, wo sich eben Schutz bot. Total durchnässt fand auch ich laufend Schutz unter dem Dache einer Scheune, und als das Unwetter nicht nachlassen wollte und ich kaum nässer werden konnte, wie

ich bereits war, wanderte ich, dem hügeligen Pflanzweg folgend, triefend meinem Hause zu. Das javanische Kuli-Haus, der „Pondok", lag auf einem Hügel, den ich ersteigen musste, vor mir, als plötzlich lautes Geschrei erscholl und mir bis dahin noch unverständliche Laute — ich war knapp ½ Jahr im Lande, kannte kaum die Sprache, noch weniger aber den Ruf: „Amok, Amok", der mir aus den Häusern zugeschrieen wurde — entgegentönten. Ein Javane mit zerzaustem, fliegendem Haar stürmte den Hügel herunter auf mich, der ich nicht das Geringste ahnte, zu, schwang plötzlich dicht vor mir sein an einem 1 Meter langen Stiel gestecktes „Parang Bengkok" (krummes, sichelartig gebogenes, schweres Hiebmesser) und liess dasselbe auf mich niedersausen. Ohne recht zu begreifen, was dies zu bedeuten, parierte ich mit kräftigem Hieb meines glatten „Rottanstockes", der mir jedoch beim Zuschlagen in weitem Bogen aus der Hand flog, glitschte auf dem durchweichten Boden aus und kippte zur Seite. Und das war meine Rettung, denn das schwere, scharfe und spitze Hiebmesser, das sonst meinen Kopf gespalten haben würde, drang mir so schräg in das rechte Schulterblatt und glitt mit verbogener Spitze ab. Der Javane holte zum zweiten Hieb aus; im selben Moment lief ein chinesischer Feld-Kuli mit einem schweren Pikulan, Tragbaum, auf mich zu, welchen ich im Sprung ergriff und dem Javanen mit voller Wucht über den Schädel sausen liess. Ein zweiter Hieb traf seinen Nacken und, aus Mund und Nase blutend brach er, wie leblos zusammen. Jetzt eilten auch die übrigen Javanen, voran der Mandur, herbei und entwickelten nun den unglaublichen Mut, dem halbtot am Boden Liegenden völlig den Garaus machen zu wollen, was jedoch durch mein Dazwischentreten verhindert wurde. Ich liess den Kerl, der wie tot in den Armen der Träger hing, zunächst unter Aufsicht des Mandur ins Hospital der Estat

schleppen und eilte nach Hause, um Hülfe für mich und meinen lahmen Arm in Anspruch zu nehmen, denn mein ganzer vom Wasser durchsogener Anzug war hinten von den Schultern bis in die Schuhe herab völlig von Blut durchtränkt.

Mein vorerwähnter Bekannter, ein alter österreichischer Offizier, der bereits in Mexico gegen die Guerillas gekämpft hatte und von dem ich bei dieser Gelegenheit jene Amok-Affaire hörte, verband mich so gut es ging und sandte sofort einen berittenen Boten nach Tandjong Poera, um für den nächsten Tag den Arzt zu bestellen. Ich wurde bandagiert, alles war soweit in Ordnung, und wir unterhielten uns über diese und ähnliche Fälle, als „Tahib", der Amokläufer, von zwei Mandurs und einem bengalischen „Oppas" gefesselt zu uns geführt wurde. Er hatte sich bald von der Betäubung erholt, stierte stumpfsinnig um sich herum und wollte von nichts mehr, auch nur das Geringste, wissen. Er wurde nunmehr im Oppas-Hause, so wie er war, mit Ketten an einen Pfahl geschlossen und wanderte anderen Tags unter Bedeckung nach Tandjong Poera ins Gefängnis, erkrankte daselbst an Malaria und wurde als unzurechnungsfähig und krank nach seiner Genesung vom Kontrolleur zu nur 3 Monat Tutupan (Gefängnis) verurteilt. Auf die Pflanzung zurückgekehrt, sollte er entlassen werden, war aber plötzlich und für immer verschwunden. Nach Jahr und Tag berichtete mir mein malayischer Jagdbegleiter und Aufspürer, dass er von seinen Stammesgenossen bei der Drainage-Arbeit ermordet und in einen Sumpf verscharrt worden wäre.

Leben der freien Malayen.

Nachdem die Tabakfelder abgeerntet sind, findet ein grösserer Zuzug von freien Malayen auf die Pflanzungen statt, denn laut dem mit dem Sultan der Provinz

abgeschlossenen Kontrakt ist der Pflanzer verpflichtet, einen Teil der abgeernteten Felder den Unterthanen des Sultans, also den Malayen, zum Reisbau zur Verfügung zu stellen, und so werden diesen ihre Felder angewiesen, ebenso wie den sonst auf der Pflanzung bis dahin thätig gewesenen eingeborenen Malayen, Battas, Gajols und Bandjarezen (Borneo). Mit Weibern und Kindern und dem ganzen Haushalte siedelt sich der Malaye in der Nähe seiner Felder für die Dauer des Reisanpflanzens und der Ernte an und führt, von jenen in der leichten Arbeit unterstützt, ein höchst beschauliches Dasein, denn die Urbarmachung ist durch den Europäer ja bereits in peinlichster Weise erfolgt, und so braucht er mit einem spitzen Holze nur Löcher in den Boden zu stossen, in welche seine Frau oder Kinder die Reiskörner säen und die Löcher schliessen. Das Übrige kommt von selbst, und er hat fast weiter nichts zu thun, als auf die Ernte zu warten.

Überhaupt sind die Malayen durch das Klima und die Vegetation des Landes eines der begünstigtsten Naturvölker. Der mächtige Urwald, der sich bis hart an den Strand des Meeres erstreckt, liefert ihnen durch sein Holz, seine Palmblätter und das biegsame Schlinggewächs, den Rottan, alles Notwendige zu ihrer Behausung, die sie, ohne auch nur eines Nagels zu bedürfen, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zu erbauen verstehen. Ausserdem bietet ihnen der Wald eine unzählige Menge essbarer Früchte und Blätter, besonders den Siri, Schwämme, Harze, Bambu und zum Kahnbau vorzüglich geeignetes Holz. Hat dann der Malaye sich noch ein wenig Reis, der seine Hauptnahrung bildet, gepflanzt, so bleibt ihm kaum etwas zu thun übrig, als zu fischen und zu jagen, um sich seine einfache Kost zu vervollständigen.

Dieselbe Geschicklichkeit, die wir bei seinem Häuserbau bewundern, finden wir wieder in der mannigfaltig-



Malayen-Kampong (Dorf) auf unserer Pflanzung, im Bau begriffen
Im Vordergrund bengalischer Oppass

sten Gestaltung seiner Geräte, um sich der Tiere des Waldes und der Bewohner des Wassers zu bemächtigen. Da die wenigsten Malayen eine Feuerwaffe ihr eigen nennen und sie nur selten gebrauchen, da es ihnen schwer fällt, Pulver zu erlangen, so beschäftigen sich diejenigen, welche ihre Wohnungen an den Flüssen und am Rande des Urwaldes angelegt haben, hauptsächlich mit dem Fallenstellen.

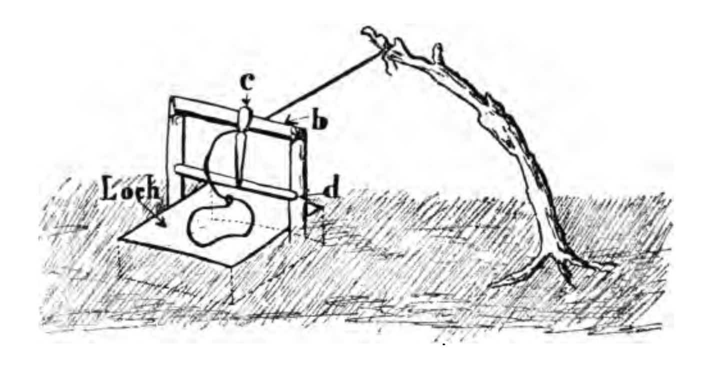
Der Malaye ist weder ein Freund von Anstrengung noch der Eile, und so entstehen seine allerdings vorzüglichen Fallen immer langsam von Tag zu Tag. Selten allein, sondern zu zweien, geht er mit dem langen Messer, dem Parang, in den Wald, um sich das Material gemütlich zuzammenzulesen. Hier zieht er ein Stück Rottan vom Gewirr der Zweige und Lianen herunter und entfernt mit dem Messer die dornenstrotzende äussere Rinde, um das nun glatte Schlinggewächs gerollt über den Hals zu hängen; dort macht er in einen Gettabaum Einschnitte und bringt eine Kokosschale unter ihnen an, um am nächsten Tage das Getta (zähflüssiges Gummi) zum Vogelfang mitzunehmen.

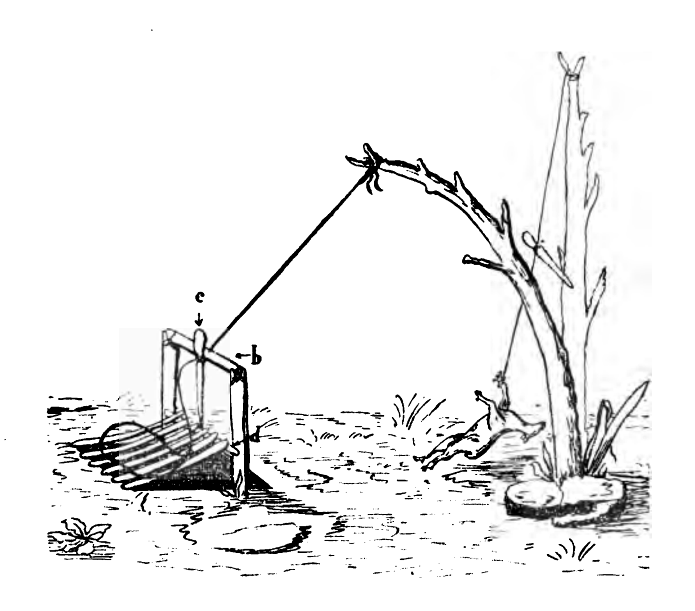
An einer anderen Seite findet er in dem Bast der Nipa, einer Sumpfpalme, die dem Malayen auch den bekannten Palmwein liefert, ein vorzügliches, fast unzerreissbares Material für seine Schlingen (tali Hidju). Hier im Sumpf trifft er ferner den geschätzten Bambu in verschiedenen Grössen an, schlägt sich ein Paar brauchbare Stücke heraus und begiebt sich auf den Heimweg, dabei fortwährend die Fährten und Spuren des Wildes beobachtend.

Unter dem Hause (seine Wohnungen sind ja Pfahlbauten) beginnt er nun den Bast der Nipa je nach Gebrauch zu dünnen oder dicken Stricken zu drehen, zerspleisst den dünnen Rottan zu langen Streifen, die ihm Draht und Seil ersetzen, zerschneidet und glättet

noch einige Stücke Holz und ist so znm Stellen der Schlingen bereit.

Während der eine Malaye im Walde an den Wechseln seine Schlingen anbringt, verbindet sie der andere mit einem kleinen Verhau aus Zweigen und dornigem Gestrüpp, um dem heranziehenden Wild das „Umgehen" der Schlingen zu erschweren und setzt dieses Verfahren oft bis auf eine Strecke von 500 und mehr Meter fort. Der Schlingenleger gräbt zunächst mit seinem Messer ein Loch von ungefähr 15 qcm Ausdehnung und 15 cm Tiefe am Wechsel, wirft die Erde weit weg, steckt dicht neben die Ausgrabung zwei grade Hölzer, auch auf etwa 15 cm Abstand, in die Erde und verbindet sie an der Spitze mit einem dritten Holze (b) (Fig. 1). Ein etwa 2 m vom Loch stehendes Bäumchen wird auf 2 m Höhe seiner Krone beraubt, und an demselben ein Rottanstrick von 1 m Länge befestigt. An das lose Ende bindet er wiederum ein 10 cm langes, glattes, starkes Holz (c) und zwar so, dass nach der oberen Seite 3, nach unten 7 cm frei sind. Nun nimmt er einen 17 bis 18 cm langen Strick (a), an den Enden geglättet, in die eine Hand und zieht mit der anderen das Hebelchen c so nach dem Verbindungsstücke b, dass der kurze Teil um b herumgelegt wird, und zwar auf der entgegengesetzten Seite des umgebogenen Bäumchens. Um nun dasselbe nicht zurückschnellen zu lassen, bringt er Holz d, welches durch das Liegen des Bäumchens festgehalten wird, quer und leicht vor das nach unten stehende Ende des Hebels c. Dann wird das Loch mit kleinen Ästen, die mit einem Ende leicht auf Holz d aufliegen, zugedeckt, eine dünne, am Rottanstrick bei c angebundene Schlinge darüber gebreitet, durch Blätter ein wenig unsichtbar gemacht, und eine Schlinge ist jetzt fertig (Fig. 2). Nun folgt der Schlingensteller der Arbeit seines Begleiters und überall da, wo dieser die Wechsel freigelassen hat, bringt er auch Schlingen an,


c
b
Loch
d


c
b

20 und mehr. Die Art des Stellens habe ich deshalb so genau beschrieben, weil der Malaye fast bei allen seinen Schlingen, Fallen und Selbstschüssen die gleiche Methode anwendet; es kann sich der Leser die folgenden Arten leicht an dieser einen erklären. Jeden oder jeden zweiten Tag gehen hierauf die Jäger ihren Schlingen nach, bessern hier und da etwas aus, finden auch regelmässig ein Kantjil oder Blanduk (Zwerghirsch) in einer der Schlingen, brechen ihnen die scharfen Eckzähne aus und bringen sie lebend nach Hause. Gerade in diesen Schlingen wird auch der sonst so scheue und schwer zu schiessende Arguspfau (Uau) recht häufig gefangen und gelangt oft auf die Tafel der in den Hügeln wohnenden Europäer, die das Stück selten höher als mit einem Dollar bezahlen.

Dieselbe Art der Schlingen wendet der Malaye zum Hirsch- (Rusa) und Reh- (Kidjang) Fang an, nur im vergrösserten Maassstabe. Der Schnellbaum muss dann 4 m hoch und 2 Zoll dick sein, und die Schlinge, ebenfalls aus dem Bast der Nipa, nimmt dann Fingerstärke an.

Tritt das Wild in die Schlinge, so drückt es hiermit auch das Querholz d, auf welchem die das Loch deckenden Äste ruhen, nieder, und Hebel c wird durch das aufschnellende Bäumchen weggerissen, an dem nun das Wild hängt (Fig. 2). Sitzt die Schlinge gut um den Lauf, so ist es kaum möglich, dass ein starker Hirsch den Strick zerreist, denn der Schnellbaum giebt jeder Flucht und jedem Rucke nach.

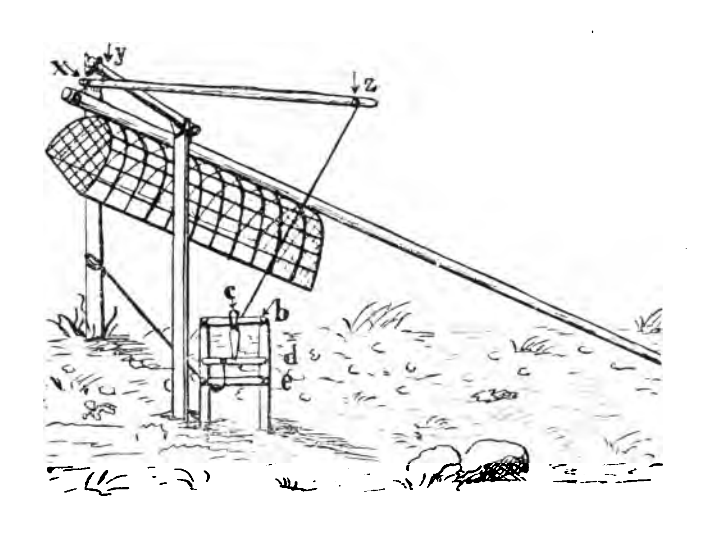
So fand ich einst die Überreste eines guten Hirsches in einer vernachlässigten oder vergessenen Schlinge; ein andermal bat mich ein Malaye, ein Wildschwein (Baly utan) abzufangen, das schon $1^1/_2$ Tage sich vergebens bemüht hatte, die lästigen Fesseln los zu werden. Es war ein kapitaler Keiler, der mich beim Herannahen mit wetzenden Gewehren und schäumendem Gebreche empfing. Ich gab ihm den „Fangschuss“ und liess ihn

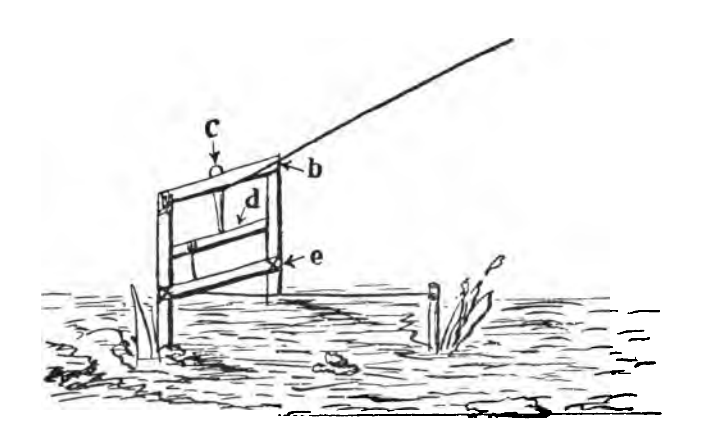
durch Chinesen wegbringen, womit ich dem Malayen einen grossen Gefallen erwies, denn er als Islambekenner darf kein Schwein berühren. Demselben Malayen geriet auch ein Tiger in die Schlinge, was man an den Spuren in dieser und an den umstehenden Bäumen erkennen konnte, jedoch hatte er endlich den Strick abgeschnitten und sich „davongemacht“. Durch diese Schlingen werden die Läufe der Gefangenen aber immer mehr oder weniger verletzt, und um das Wild, das verkauft werden soll, unbeschädigt zu erhalten, wendet der Eingeborene eine andere Falle an.

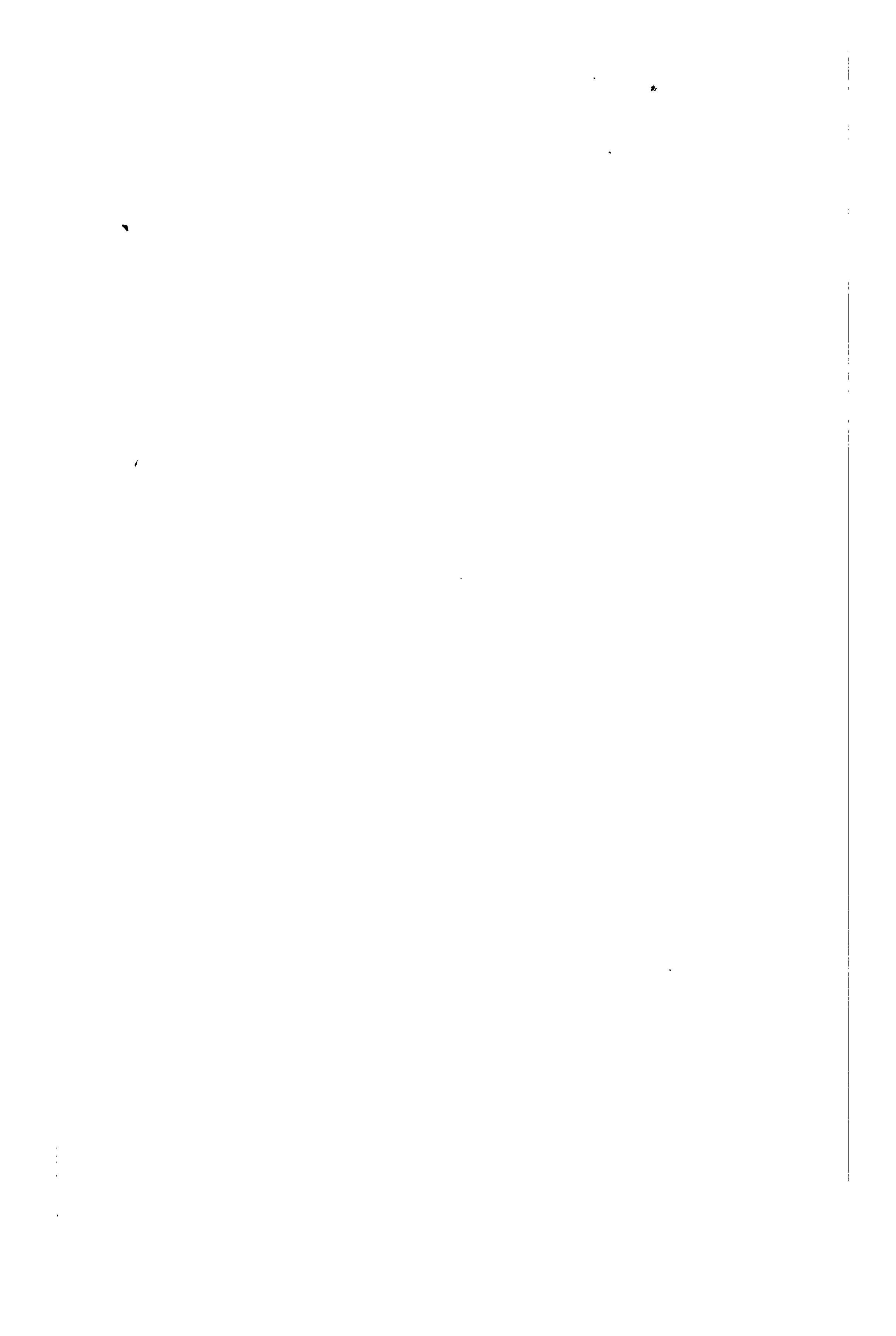
An den freigelassenen Durchgängen des Verhaues steckt er auf jeder Seite auf $^1/_2$ m Abstand 1 m hohes Holz in die Erde und verbindet beide oben mit einem dritten (y, Fig. 3). Dann schlägt er sich einen jungen Baum von 5 m Länge und Armesdicke, befestigt an einem Ende (x) einen nach unten geöffneten und im Halbkreise gebogenen Käfig von Meterlänge und stellt ihn unter die errichteten Hölzer.

Dicht daneben bringt er seine Konstruktion, wie in Fig. 1, an, nur bindet er unter das Klemmholz (d) auf 5 m Abstand ein Holz (e) fest (Fig. 4). Darauf wird ein Stock geschnitten, an (x) mit einem Rottanseil befestigt, über Querholz y gelegt und am anderen Ende niedergedrückt, so dass er als Hebel zum Aufziehen des Käfigs dient.

Ein dem Abstande von z nach c entsprechendes Rottanseil verbindet beide Punkte, und die Falle ist gestellt. Um nun den Käfig zum Fallen zu bringen, legt der Jäger um d ein dünnes Seil, das unter e und der Mitte der Falle hindurchführt, auf der andern Seite befestigt wird und durch leichtes Berühren veranlasst, dass das Klemmholz (d) nach unten gezogen, der Hebel c frei wird und der Fallkäfig über das durchziehende Stück fällt. Ausser den schon genannten Wildarten


x
y
z
c
b
d
e


c
b
d
e

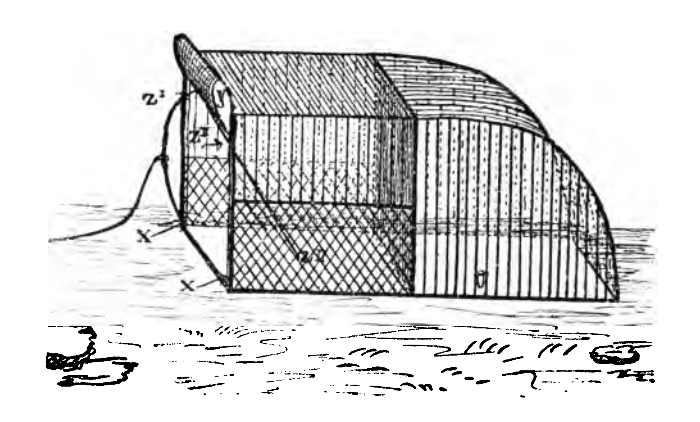


werden mit dieser Falle Waldhühner, Wildkatzen und Affen gefangen.

Um sich der Tauben, von denen es in Sumatras Wäldern wimmelt, zu bemächtigen, gebraucht der Malaye das „Getta“, welches er, wie bereits geschildert, aus dem Walde gewinnt und einkocht. Aus Bambu schneidet er sich eine Menge Hölzer von Streichholzlänge und -Dicke, taucht sie in die Masse und bringt sie an jene Stellen an, die gewöhnlich von den Vögeln zur Nachtruhe aufgesucht werden. Die Tauben wählen sich hierzu gerne trockene Äste, die der Jäger mit seinen Leimstäben bespickt, indem er sie mit dem zugespitzten Ende in der Rinde aufrecht hinstellt, und zwar so leicht, dass sie bei geringster Berührung den Halt verlieren. Fallen nun gegen Abend die Ruhebedürftigen an, so kommen ihre Schwingen, die Brust und Füsse mit dem Leim in Berührung, verkleben sich durch ängstliches Flügelschlagen immer mehr, und die Vögel werden schliesslich eine Beute des in der Nähe lauernden Jägers. Dieser fängt mit denselben Leimstäben Erdtauben und Reisvögel in Mengen, wenn sie bei der Reisernte zu Tausenden die auf Matten zum Trocknen ausliegenden Körner „naschen“. Rings um jene steckt er die Stäbe eng zusammen in den Boden, und sobald der arglose Vogel einen berührt, schleppt er ihn mit sich zwischen seine Genossen, auch diese anklebend, so dass alle ohne Mühe gefangen und in den Käfig gesteckt werden können. Im Gegensatze zu europäischen Tauben weist die malayische ein prachtvolles buntes Gefieder auf. Völlig grüne, mit roter (burung dara-Blutvogel) oder gelber Brust wechseln mit stahlblau gefärbten und bunt bebänderten ab. Leider eignet sich dieses prächtige Geflügel wegen seiner Scheu nicht zum Haustier und wird daher höchstens in Käfigen gehalten, um es nach Bedarf zu schlachten. Nur die einfache, auch in Europa vorkommende Weg-

oder Wandertaube (terkuku) wird vom Malayen gezähmt, und sie erfreut, ihn auf ihrem offenen Körbchen sitzend, durch ihr anhaltend liebliches Gurren bei seiner Hausarbeit. Sie und noch eine kleine unscheinbare Federwildart, die Wachtel (burung bujut), findet man fast in jeder malayischen Wohnung, denn auch ihr stellt der Bewohner des Landes eifrig nach. Aus diesem Grunde ist auch der stets schön und zierlich gearbeitete Wachtelkäfig zugleich mit einer Falle verbunden und begleitet den Malayen bei seinen Arbeiten in den Reisfeldern, woselbst er sie auf den Boden stellt, um sich ihrer bei den oft eintretenden Arbeitspausen zu bedienen.

Die Wachtel ist sehr streitsüchtig, und dies nutzt der Malaye aus, um sie in seine Gewalt zu bekommen. Das Männchen ruft durch seinen „brummenden“ Ton einen Gegner, der sich auch bald stellt, zum Kampfe heraus und nun befehden sie sich so lange, bis einer von beiden mit zerzausten Federn am Boden liegen bleibt oder der klügere das „Feld räumt“. Der Vogelfänger kann daher nur das Männchen in dem an der Falle befestigten Käfig (Fig. 5) gebrauchen. Nachdem das Fallnetz zum Eingang der Falle geöffnet ist, zieht er rechts und links von letzterem je einen Draht oder Faden (x), der durch ein an beiden Enden mit einem Loche versehenes, schweres, der Breite des Eingangs entsprechendes Hölzchen läuft, straff an, so dass dieses ohne Hemmung von oben nach unten bewegt werden kann, befestigt an ihm die eine Kante eines Netzes (y), das so breit und hoch, wie der Eingang ist, und die entgegengesetzte an der Decke des Käfigs. Um die Falle funktionieren zu lassen, hebt er das Hölzchen und mit ihm das Netz nach oben, nimmt einen Strohhalm oder eine Gerte (Z^1) und stellt diese senkrecht unter das Netz, das nun auf der Stütze ruht. Soll die herbeigelockte Wachtel die Falle selbst schliessen, so kommt


Z^1
Y
Z^2
X
X

der Halm (Z²) mit dem unteren Ende in die Mitte und dicht an das Gitter, das Falle und Käfig trennt, und mit dem andern Ende wird er nur oberflächlich gegen das Fallholz gestemmt. Eine leichte Berührung des Halmes lässt ihn vom Fallholze, das im Fallen das Netz zuzieht, abgleiten, den Vogel hinter sich einschliessend.

Sehr oft besorgt der Malaye auch, zumal zur Zeit der Reisernte, die Arbeit des Zufallenlassens selbst; er bindet dann an die stützende Gerte (Z¹) einen langen Faden, hockt sich, seine Zigarette rauchend, auf einige Entfernung hin, und sobald der neue Kämpe die Wahlstatt betritt, zieht er den Stab weg, worauf das Netz niederfällt.

Die im Vorhergehenden beschriebenen Fallen dienen dem Eingeborenen, wie aus dem Geschilderten zu ersehen ist, nur zum Vervollständigen seiner Mahlzeiten, die sonst lediglich aus Fisch und Reis bestehen würden, und es bleibt mir noch zu erklären übrig, wie es der Inländer versteht, auch die ihm gefährlichen Raubtiere und Dickhäuter unschädlich zu machen. Von Natur hält sich der Malaye ziemlich gleichgültig gegen die ihn umgebenden Gefahren, und erst der Schaden, den er erleidet, bringt ihn zu dem Entschlusse, ihnen vorzubeugen.

Der Hunde und Ziegen raubende und das Haus beunruhigende Tiger muss erlegt werden, und auch hierfür weiss der Geängstigte Rat. Befindet er sich im Besitz eines Gewehres, so ist nur geringe Arbeit nötig, denn wie aus Figur 6 ersichtlich, bindet er auf dem Passe oder beim Kadaver des nachts vorher weggeschleppten Haustieres seitwärts das Gewehr an einen Baum und richtet dessen Lauf so über die betreffende Stelle, dass die Kugel beim Entladen etwa das Blatt der Katze treffen muss.

Das getroffene Stück verendet nicht immer sofort, doch kann der geübte Jäger leicht am Schweiss er-

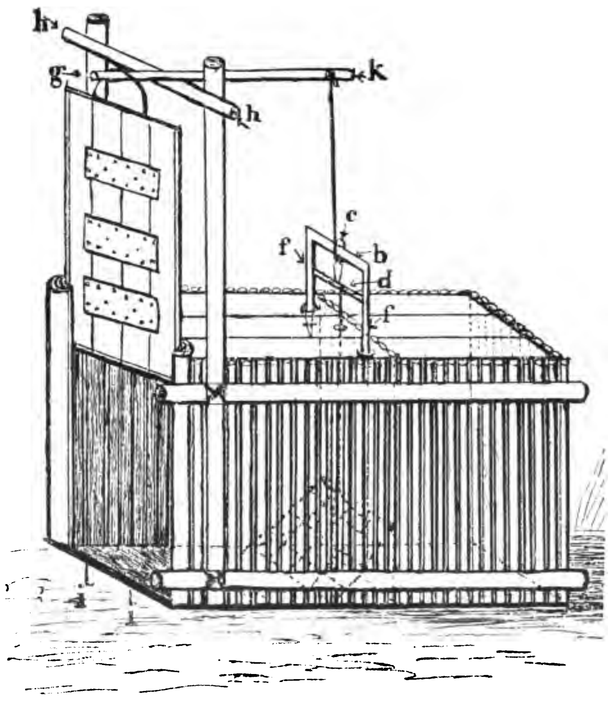
kennen, ob die Wunde tödlich und eine Aufnahme der Spur von Nutzen ist oder nicht.

Um den Drücker am Gewehr abzuziehen, wird nach dem Kolben zu auf kurzen Abstand und auf der Erde der Stellapparat von Fig. 4 angebracht, der übliche Schnellbaum durch c festgehalten und mit dem Drücker durch einen etwas lose hängenden Strick verbunden.

Um den Baum wieder zum Schnellen zu bringen, wird, wie bei der zweiten beschriebenen Falle, ein Seil quer über den Platz, den der Tiger voraussichtlich passieren wird, gespannt, um das festgebundene Querholz (e) von unten herumgelegt und an dem lose liegenden Hemmholz (d) befestigt. Wird nun das gespannte Seil berührt, so schlägt der Baum zurück und drückt durch die jetzt straff gezogene mit dem Drücker verbundene Schnur das Gewehr ab. Ist die Gegend jedoch zu bewohnt, und steht zu befürchten, dass ein Mensch des Weges kommen könnte, oder besitzt der betreffende Malaye kein Gewehr, so wird der Fang ungleich beschwerlicher, und um die Tigerfalle schnell und fest hinzustellen, muss er einige Tage seine ganze Kraft anwenden.

Aus starken, dicken Pfählen, welche 2—3 Fuss tief in den Boden gerammt werden und etwa 5 Fuss darüber emporragen, errichtet er eine Palissadierung von 3 Meter Länge und 1 Meter Breite im Viereck (Fig. 7) und lässt die eine Schmalseite für die Fallthür frei. 2 Meter von der Thür entfernt schlägt er innerhalb des Raumes wieder Pfähle in den Boden und schafft dadurch in der Falle 2 Abteilungen. Die hintere kleine ist für das Locktier, Hund, Schwein oder Ziege, bestimmt, während die vordere, grössere, den Tiger aufnehmen soll. Die Eckpfähle werden am Eingange besonders dick gewählt und auf der Innenseite mit Rinnen versehen, in denen die aus starken Brettern gezimmerte Thür laufen soll

c
b
d
e





(Fig. 7). Hinter diesen stellt man auf beiden Seiten je 1 Pfahl von doppelter Fallenhöhe auf und verbindet ihn oben mit einem Querholz (hh). Die Falle wird nun mit schweren Hölzern zugedeckt, und diese werden fest miteinander verbunden; am Ende der Falle, dicht an der Schneidewand, bringt der Fallensteller den Stellapparat (Fig. 1) an, indem er die aufgelegten Hölzer entsprechend durchbohrt, die Seitenhölzer (ff) durchsteckt, und unterhalb durch einen Querstift befestigt. Nun wird die Thür eingesetzt, an den Kanten geglättet, hoch gehoben und durch eine Schleife, durch welche der Hebel (gk) geht, versehen; k wird niedergedrückt, durch eine Schnur mit c verbunden und auf die bekannte Methode festgehalten.

Danach flicht der Malaye ein Netz von etwa 2 Fuss im Quadrat, bringt es in schiefe Lage an die Scheidewand lehnend an, jedoch so, dass das Locktier nicht mit den Füssen daran stossen kann, führt ein am Netz befestigtes Seil durch den Spalt oder ein Loch nach Hemmholz d und bindet es hier ohne Spannung fest. Jetzt ist die Falle gestellt, und der Tiger muss, um zu der erhofften Beute zu gelangen, auf das Netz treten oder es sonstwie berühren, wodurch Hemmholz d und ebenso die Thür nach unten fällt, den Hebel gk weit fortschleudernd. Hat sich der Gefangene von seinem ersten Schreck erholt, so beginnt er unter wütendem Knurren an den festen Hölzern zu beissen, versucht auch wohl, die Pfähle umzureissen; doch die Falle ist fürsorglich so eng gebaut, dass seine volle Kraft gar nicht zur Geltung kommen kann. Um nun noch das Unterwühlen zu verhindern, vergräbt der Malaye Scherben in die Erde, an denen der Überlistete sich die Branken zerschneidet, worauf er sich nach einem letzten Wutgebrüll still in das Unvermeidliche ergiebt. Auch da noch, wo die Thüre beim Herunterfallen aufschlägt, macht der Malaye ein fusstiefes, schmales Loch, damit

kein Spalt durch etwaiges Klemmen der Ruthe oder Unterschieben der Tatzen entstehe.

Wie mir in der Provinz „Perbaungan“ mitgeteilt wurde, hat sich daselbst einmal ein Chinese beim Versuch, das im Käfig sitzende Schwein zu stehlen, gefangen genommen und konnte sich nicht befreien. Als die Fallensteller beim Erblicken der geschlossenen Falle mit ihren Waffen herbeieilten, um den erwarteten Tiger abzufangen, waren sie fast ebenso erstaunt, wie der Chinese erschreckt. Nichtsdestoweniger sollen sie den Dieb als Raubzeug behandelt haben, wenn auch mit umgekehrten Lanzen etc. Mit dieser Art Falle werden die meisten Tiger auf Sumatra gefangen und dann in derselben mit Leichtigkeit erlegt.

Die unendliche Schwierigkeit, einen Tiger im Freien zu erlegen, besonders auf Sumatra, ist einfach in der unglaublich üppigen Vegetation begründet; denn das vom Urwald befreite, zum Bebauen nutzbar gemachte Revier ist, nachdem es abgeerntet, in aller kürzester Frist, etwa einem Jahre, wieder zum dichtesten „Dschungel“ umgewandelt und bietet dem Tiger völlige Sicherheit. Finden nicht Samen von Waldbäumen Zeit und durch den Wind Gelegenheit, auf solch kultivierten Strecken schnell Wurzeln zu fassen, so ist das Land unrettbar dem „Lalanggras“ zum Opfer gefallen, da dessen geflügelte Samenkörner vom Winde überall hingetragen werden, sogleich zu keimen und zu schiessen beginnen und jedes andere Gewächs unterdrücken. Das Land, von den Margrovenwaldungen der Küste an bis hinauf zu den kahlen hohen Gebirgen, ist vom dichtesten Urwalde bedeckt, und nur das momentan in Kultur befindliche frei. Alles übrige sind früher bebaute, jetzt weite, weite Lalangstrecken, die, mit der Kultur vorwärtsschreitend, in erschreckender Weise immer mehr an Terrain gewinnen. Das niedere Flachland der Ostküste, das fast durchweg dem Tabaksbau anheimfiel,

hat kaum noch etwas an den imposanten Urwald mit seinen gigantischen Bäumen und Lianen Erinnerndes, der in alter Erhabenheit und Ruhe erst wieder auf den Hügeln und den sich bis in das Gebirge hinaufziehenden Bergen beginnt. Doch nicht dieser jungfräuliche Wald ist es, der den „Schrecken der Tropen“ fesselt, sondern die von Sauen und Hirschen belebten trostlosen „Lalangstrecken“, welche sich, wie aus Vorstehendem leicht ersichtlich, immer in der Nähe der menschlichen Ansiedelungen ausdehnen und nur hier und da durch einzelne Baumgruppen, wie kleine, abgeschlossene Waldungen unterbrochen werden, die, meist sumpfig und dadurch der Kultur entgangen, entschieden der bevorzugteste Stand des Tigers sind; denn hier findet er Frass und Schutz, der noch durch die grüngelb-schwärzliche Färbung des übermanneshohen „Lalanggrases“ begünstigt wird.

Der Tiger des Urwaldes, in dem er nicht allzu häufig angetroffen wird, ist im Verhältnis zu jenem, der im Lalang sein heimliches und gefährliches Räuberleben führt, fast feige zu nennen, und das hat wiederum unzweifelhaft seinen Grund darin, dass er eben weniger mit dem Menschen in Berührung kommt, während der letztere bald Geschmack und Wohlgefallen an dem Herrn der Schöpfung findet, der ihm nur dann imponieren kann, wenn er ein Erzeugnis seines Wissens, eine Waffe, bei sich führt und sie zu gebrauchen versteht; denn in seinen sonstigen Sinnen, wie Geruch und Gehör, ist der Mensch solchen Feinden gegenüber doch nur ein erbärmliches Wesen. Und da es nun leider in jenen heissen Gegenden, speziell in der Provinz „Langkat“, nur sehr wenige wirklich begeisterte Anhänger Dianens giebt, die freudig jede Anstrengung auf sich nehmen, um das edle, so nahe gelegte Weidwerk auszuüben, anstatt, wie viele, auf dem langen bequemen Rottanstuhl zu liegen und Bittertjes zu trinken, so wäre

es einfach lächerlich, zu behaupten, der Tiger sei in jenen Gegenden im Aussterben begriffen! Im Gegenteil, er hält in seiner Vermehrung und „Unverfrorenheit“ mit der Kultur gleichen Schritt und je schneller sich diese ausbreitet und hierdurch sein eigentliches Element und seine Jagdgründe erweitert, so lange es ferner nicht möglich ist, begünstigt durch Terrain und Geldaufwand, im grossen Maassstabe Treibjagden unter Zuhilfenahme von Elephanten abzuhalten, so lange wird der Tiger sicher sein Feld behaupten; denn nur eine verschwindende Zahl geht in die Falle, und eine viel geringere wird durch die Kugel im Freien erreicht.

Das Rhinoceros (Radak) hat im allgemeinen von den Malayen wenig zu befürchten und wird auch nur von „wirklichen“ Jägern mit dem Gewehre seiner Hörner wegen erlegt, da diese in der malayischen und chinesischen Medizin-Schwindelei eine grosse Rolle spielen. In den Gegenden jedoch, in denen es noch starkzählig steht, vom Besitan- bis zum Batang-Serangan-Flusse, giebt es auch noch Leute, die ihm ohne Feuerwaffe beizukommen wissen. So zeigte mir ein Malaye in der Nähe des Lepan-Flusses die Fall-Lanze, die an einem Baume hing, unter dessen Schatten der ganze Boden mit Nashorn-Fährten bedeckt war, und überall da, wo ich diese Bäume mit Früchten (von den Eingeborenen bua kuya genannt) sah, spürte ich auch den Dickhäuter.

Die Konstruktion dieser Falle (Fig. 8) ist, wie aus der Zeichnung ersichtlich, dieselbe wie beim Selbstschuss (Fig. 6), nur dass hier die Lanze von oben herab in den Hals oder Rücken des Wildes fällt. Als Spitze gebrauchen die Jäger gerne die sodok, ein Eisengerät, das sie auch zum Graben der Löcher für die Pfähle ihrer Häuser benötigen, schleifen die stumpfe Spitze ein wenig an und beschweren den Schaft mit

Erde, die, von Blättern umhüllt, an diesem befestigt wird. Das fusslange Eisen dringt fast bis zum Schaft in die Haut, welche beim Sumatra-Nashorn bei weitem nicht so dick ist, wie bei seinem festländischen indischen Verwandten, denn jedes spitze Messer dringt beim festen Stosse bis zum Griff ein.

Das verwundete, wenn nicht gleich tödlich getroffene Stück eilt vorwärts und durch die Bewegung dringt das Eisen immer tiefer in den Leib, bis es edlere Teile trifft und das Wild zusammenbricht.

Der Malaye, mit Messer (Parang) und Lanze (tumbak) bewaffnet, folgt seiner Fährte durch Sümpfe und dornigen Urwald, bis er es verendet findet, um sich in den Besitz der Hörner zu setzen, die ihm im Handel mit Silber-Dollars aufgewogen werden.

Noch weniger als der genannte Dickhäuter hat der „Riese der Wälder“ von Eingeborenen zu fürchten und nur wenn er auf seinen alljährlichen Streifereien die Reisfelder der Inländer besucht und auf allerdings erschreckende Weise in ihnen haust, versucht es der Malaye, ihn durch Schreckgespenster, ähnlich unseren Vogelscheuchen, zu verjagen. Jedoch helfen auch diese meist nur eine Nacht, und wenn nicht Feuer unterhalten werden und fortdauernder Lärm herrscht, so sieht er am zweiten Morgen schon auf weite Ent fernung, dass die Elefanten ein gründliches Mahl gehalten haben.

Auf Boeloe Telang Estate, einer nun geschlossenen Tabaksplantage, war es, wo ich dieses beobachten konnte und auf malayische Art eine Elefantengrube anlegen liess. Die Herde nahm, aus dem Walde auf die Felder tretend, immer denselben Wechsel, und hier rieten die Malayen, die Grube auszuheben. Acht Mann mussten angestrengt arbeiten, um sie bis zum Abend fertig zu stellen, denn sie wurde 3 Meter tief, oben

2 Meter und unten 1 Meter breit, dabei 4 Meter lang und die ausgeschaufelte Erde sorgfältig fortgetragen und zerstreut. Darauf wurde die Öffnung mit armdicken Hölzern bedeckt und schön und regelmässig mit hochstehendem Reis, den man mit der Erde in Vierecken ausgestochen hatte, bepflanzt. Dieses schnell entstandene kleine Reisfeld ging so unmerklich in das grosse über, dass selbst für ein Menschenauge kein Unterschied bemerkbar war.

Abends fiel starker Regen, und die Elefanten waren sicher zu erwarten. Früh am andern Tage sandte ich einen Mann nach der Grube, um nach dem Erfolg zu sehen. Er kam mit der Meldung zurück, dass die Elefanten ihren gewohnten Wechsel eingehalten hätten, unsere Anlage jedoch unversehrt sei. Da mir dies unwahrscheinlich schien, machte ich mich selbst auf den Weg. Mit erstaunenswerter Klugheit hatten es die Tiere verstanden, unsere Falle zu umgehen. Der Leitelefant war bis dicht vor die Grube getreten, dann spürte ich ihn auf der linken Seite, hierauf jenseits und geradeaus in die Felder. Also war er genau am äussersten Rande entlang gezogen und etwa 6 andere waren seinen Fährten gefolgt. War beim ersten Tritt dicht an der Grube vielleicht ein wenig Erde in das Wasser, das nach dem Regen die Höhlung angefüllt hatte, gefallen, und hatte dies der Leitelefant vermerkt, oder konnte er das Wasser unter der Erdschicht wittern? Jedenfalls ein hoher Beweis seiner Schlauheit, die fast die des Menschen übertraf, denn als ich, verstimmt durch diesen Misserfolg, einen sachverständigen Malayen zur Stelle rufen liess, wäre dieser beinahe in die Ausschachtung gefallen, wenn ihn mein warnender Zuruf nicht zurückgehalten hätte; erst durch Einsenken eines Stockes in die trügerische Decke wurde er vom Vorhandensein der Fallgrube überzeugt.

Herbeikommen von Haar- und Federwild auf die Klagelaute seiner Artgenossen.

Schon oft hatte ich gehört, dass die Malayen, statt das Wild im Urwalde aufzusuchen, sich eines lächerlich einfachen Mittels bedienen sollten, um es heranzulocken. Ein ungläubiges Kopfschütteln war meinerseits stets die Antwort auf derartige mir gewordene Erzählungen von Jagdresultaten, die auf solche Weise erzielt worden seien. Der Malaye, ein Feind jedweder Anstrengung, dazu völlig mit den Eigenschaften der ihn umgebenden Tierwelt vertraut, baut auf die Neugierde, welche ja alles Wild — einmal mehr, einmal weniger — beherrscht. Um diese zu erregen und zugleich um das Wild nicht zu erschrecken, hat sich der inländische Jäger — und, wie ich später sah, mit Recht — gesagt, dass er ein wenig lautes und dem Wilde völlig fremdes Geräusch verursachen müsse, und dies ist ihm mit der wunderwirkenden „Blättertrommel" auch gelungen, die einzig und allein aus zwei abgerissenen grossen Blättern und einer kleinen schwankenden Gerte besteht. Die Blätter legt der Jäger — Rücken auf Rücken — in hockender Stellung auf sein linkes Knie und schlägt nun mit der Gerte in unregelmässigen Pausen und Takten auf ihnen herum. Ein solches Geräusch existiert eben im Walde nicht, ja, nicht einmal im Urwalde, und das Fremde des Lautes ist es, was die Neugierde des Wildes erweckt. Ist solches überhaupt in Hörnähe und hat der Jäger günstigen Wind, so kann er mit Bestimmtheit darauf rechnen, zum Schuss zu kommen.

Unter all den unzähligen Wildarten Sumatras sind es hauptsächlich die vielen Arten der Nashornvögel, die auf das Trommeln oft in Schwärmen herbeifliegen, sowie der Hirsch, und von dieser Gattung wiederum der Zwerghirsch (Kantjil oder Blanduk) und der Muntjak oder Kidjang, welche dem Rufe alsbald folgen. Nach

verschiedenen (wie so oft) resultatlosen Birschgängen versuchte auch ich dieses einfache Mittel mehrfach und hatte schon das erste Mal, und zwar innerhalb weniger Minuten von ein und demselben Stande aus, das Glück, einen Kantjilbock und drei Nashornvögel der kleineren Art (mit dem charakteristischen weissen Schnabel) zu erlegen. Meinen ersten Ajam Blajan, einen stolzen Hahn, verdanke ich gleichfalls der „Blättertrommel“, während die Henne im Volldampf meiner Büchsflinte, Wolken von Federn hinterlassend, abstrich und im Dickicht verschwand. Auf einem weiteren Birschgange schoss ich einen grossen Nashornvogel der gewöhnlichen Art mit dem bezeichnenden ungeheuren Schnabel. Derselbe fiel, markdurchdringende, unglaublich laute Schreie ausstossend, zu Boden, und während ich beschäftigt war, den fortwährend nach mir gerichteten wütenden Schnabelhieben auszuweichen, kam ein zweiter unter lautem Geschrei von weither durch die dichten Baumkronen hernieder auf mich zugestossen in der scheinbaren Absicht, seinen Stammgenossen gegen mich zu verteidigen. Ein Schrotschuss aus nächster Nähe endigte seine Angriffe. Bemerken möchte ich hierzu noch, dass sich der Nashornvogel im allgemeinen im tiefen Walde äusserst scheu verhält und nur in der Nähe menschlicher Behausungen sein Wesen um weniges ändert, — genau so, wie sich die Krähe, die ich auch im fernen Sumatra antraf, hierzulande zum Waidmann und Jäger im Gegensatze zum Landmann verhält. Solche Fälle, in denen der eine dem anderen scheinbar zu Hilfe eilen wollte, habe ich in der Vogelwelt Sumatras öfter beobachtet, bei Säugetieren dagegen weniger. Einst, als ich, ermüdet von einer Jagd, mich auf einen umgestürzten Baumriesen zur Ruhe setzte, um zugleich den Blutegeln auszuweichen, bemerkte ich plötzlich ein durch die liegende Krone desselben dahinziehendes Alttier des Samburhirsches (dort einfach mit dem all-

gemeinen Namen „Russa“ — Hirsch — bezeichnet). Der Klagelaut dieses Stückes mischte sich mit dem Echo meiner Büchse und führte einen in weiten Fluchten auf mich zuhaltenden Spiesshirsch in meine Nähe, der jedoch, ehe ich die Patronen wechseln konnte, bei meinem Anblick wieder im Dickicht verschwand, weithin hörbar seine markigen, schmälenden Schreie, besser gesagt, Pfiff, ausstossend.

Ausser diesen Lockmitteln kennt der malayische Jäger deren noch weitere, und der malayische, mit Erlaubnis zu sagen, „Hirschgerechte“, zieht selten zur Hirschjagd aus, ohne eine andere Art Locke, bestimmt für den Hirsch oder das Kalb, bei sich zu führen. Es ist dieses ein Bambusröhrchen, vermittelst dessen er den Fiepruf des Kalbes nachahmt. Diese Locke soll dem Jäger nicht allein das Kalb sondern auch den Hirsch schnell in schussgerechte Nähe bringen, wie mich erfahrene malayische Jäger des öfteren versicherten. Ich selbst habe diese Locke des Interesses halber verschiedene Male versucht, jedoch stets mit Misserfolg, und ich kann in diesem Falle leider nicht aus eigener Erfahrung, wenn auch mit vollem Glauben an die Sache, reden. Mir fehlte vielleicht die nötige Ruhe, die der Malaye, der absolut keine Zeit kennt, in verblüffendem Maasse besitzt. Ja, ich glaube sogar nachstehende „Jagdgeschichte“, die einem wahrheitsliebenden Malayen einst auf einer solchen Jagd begegnete. Schon nach den ersten Fieptönen auf seiner Bambuspfeife vernahm er das vorsichtige Heranschleichen eines Stückes Wild. In froher Hoffnung hielt er seine mit — — — Eisenstücken geladene Flinte schussbereit, um diese Ladung dem erscheinenden Hirsch auf den ersten sichtbar werdenden Fleck zu jagen. Zagend entlockte er dem Röhrchen einen weiteren Laut, als sich — wenige Schritte vor ihm — die mordgierig glühenden Seher eines Ungeheuers, des Scheusals der Tropen, eines Tigers auf ihn richteten.

(Leider, leider, war mir selbst dieses Waidmannsheil auf so kurze Distance nie beschieden!) Das Gewehr, das jedem Geräusche gefolgt, „ging los“, und der Malaye sah es nicht eher wieder, als bis er — stöhnend und schweisstriefend — in seinem Kampong (Dorf) angelangt war und einige beherzte Leute mit Lanzen und Messern aufgegabelt hatte, die ihm seine Flinte zurückerobern helfen sollten. Und sie fanden nicht nur diese, sondern dicht neben ihr den verendeten Tiger, ihren Todfeind, dem die „Eisenladung“ per Zufall in den Schädel gedrungen war. Na, den Triumphzug des nun stolz in sein Dorf zurückkehrenden Schützen, die gerettete Flinte auf der eigenen, den Tiger auf den Schultern der anderen, kann sich ein jeder der verehrten Leser wohl selbst ausmalen.

Blasrohrjagd auf Affen.

Eine ebenso hinterlistige und raffinierte Jagdmethode betreibt der in den Bergen Sumatras hausende, noch heut zu Tage dem Kannibalismus fröhnende „Battak“, sowie die an denselben anstossenden malayischen Stämme der Gajoe und Allass.

Die Waffe, deren sich dieselben zur Jagd bedienen, ist ein unscheinbares „Blasrohr“ (letab), aus dem sie ihre gleich dem Giftzahn der Schlange zwar nur winzigen, aber furchtbaren Geschosse entsenden, die den sicheren Tod in sich bergen.

Das Blasrohr ist etwa 2 m lang und wird aus sorgfältig durchlöcherten, geglätteten, meist aus mehreren gleichstarken und genau in einander gepassten Bambusstücken hergestellt. Dieses glatte Rohr wird wegen seiner leichten Verletzlichkeit noch mit einer 2teiligen, aus dem jungen Stamme der Pinang- oder auch der Arekapalme bestehenden Holzröhre umgeben. Meist vom Mundstück bis zur Mündung nur mit glattem

Rottan umwickelt, oft auch mit Zierrat, Schnitzereien, Haaren oder Metallringen versehen, bildet dieses Rohr eine Lieblings-Jagdwaffe genannten Volksstammes, welche auch von den an sie grenzenden malayischen Jägern oft angenommen und gern geführt wird.

Die Pfeile (dauen), die dieser Waffe als Geschoss dienen, werden ebenfalls aus Bambus gefertigt und haben, nachdem sie rund geglättet und scharf angespitzt sind, inkl. Spitze etwa 27 cm Länge bei einem Maximaldurchmesser von 3 mm. Die Spitze dieses Pfeiles ist etwa 4 cm lang und wird am Beginn des Schaftes zur Hälfte seiner Stärke eingekerbt, um ein Abbrechen der Spitze beim Eindringen in den Körper des Wildes nach Möglichkeit zu erleichtern. Am andern Ende ist der Schaft mit dem Messer spiralförmig umringelt, so dass sich eine rauhe Stelle bildet, um welche vor dem Schuss Baumwolle (Kapock), die als Pfropfen dient, gewickelt wird.

Die Pfeile werden nun mit der Spitze in das berüchtigte „Ipugift" getaucht. Dieses besteht aus dem Safte des „Ringgas" oder „Upasbaumes", der mit rotem oder schwarzem Pfeffer, den Wurzeln des Ingwer (aliea) und der einer breitblätterigen Sumpfpflanze (Langé) gemischt und zu einem dickflüssigen Brei eingekocht wird. Nachdem die Spitzen mehrere Stunden in diesem Brei gestanden haben, werden sie an der Sonne getrocknet und behalten so Jahre hindurch ihre tödliche Wirkung. Den Köcher zu diesen harmlos aussehenden und doch so gefährlichen Geschossen bildet wiederum ein Stück Bambu, das im Gürtel des eingeborenen Jägers seinen ständigen Platz findet.

Das bedauernswerte Wild, dem all diese Vorbereitungen gelten, sind einzig und allein die Affen, und unter ihnen der Ua-Ua (Hylobates agilis), der Siamang (Hylobates syndactylus) oder Imbau und der Orang Utan.

Der Grund, nur Affen und vor allem die Imbans mit dieser scheusslichen Waffe zu erlegen, ist wohl weniger darauf zurückzuführen, dass der Battacker durch die Gestalt des gestreiften Wildes an die kannibalischen Genüsse seiner Vorväter erinnert wird, als vielmehr darin, dass von allem Wilde einzig und allein eben der Affe dem Blasrohrjäger die Gelegenheit giebt, die allmähliche Wirkung seines Schusses zu beobachten; denn andere Wildarten, wie Vögel oder Hirsche, würden nach Empfang des Geschosses sich sofort durch die Flucht dem Auge des Jägers entziehen und für ihn verloren sein.

Das weithin hallende Gebrüll einer Siamangherde weist dem Battackblasrohr-Jäger seinen Weg. — Er schleicht sich nun bis in möglichste Nähe an die Affen heran, was ihm auch meist unschwer gelingt, denn sie haben im allgemeinen wenig von dem Menschen zu befürchten, ja ihre Neugier treibt sie sogar oft dazu, sich dem Jäger zu nähern und — somit dem Tode entgegenzugehen.

Auf Schussweite, etwa 30—40 Schritte, herangekommen, entsendet der Jäger seinen ersten Pfeil nach dem stärksten Stücke, also meist nach dem „Häuptling“ oder Leitaffen, der, wenn der Pfeil traf, mit — — — nun ja, mit eben „affenähnlicher Geschwindigkeit“ nach der Körperstelle greift, in die der Pfeil eingedrungen, um ihn herauszureissen, was ihm jedoch selten gelingt, da in den meisten Fällen die Spitze im Fleisch abbricht und stecken bleibt. Ein zweiter, schnell darauf folgender Pfeil veranlasst das, ohne dass es dies ahnt, schon längst tödlich getroffene Wild vielleicht nur dazu, einige Meter höher ins Gezweig zu klimmen, um nun, ob dieser Störung erbost, den Jäger verdutzt anzuglotzen. Bald jedoch beginnt das Gift zu wirken, und nun merkt der Getroffene, dass er sich nicht nur an einem Dorn verletzt hat, sondern er fühlt seine Kräfte schwinden und

zieht seine Schlüsse auf den Jäger. Zunächst erfolgen einige weite, verzweiflungsvolle Sprünge; — bald jedoch werden die Muskeln schlaff, einige stöhnende Klagelaute verkünden das nahe Ende des Affen, und mit ausgebreiteten, steifen Gliedern stürzt er zu Boden. Nun springt der Battacker hinzu und giebt seinem Opfer mit dem Parang unter dem Jammergeschrei der verwaisten Affenherde „den letzten Rest", streift und zerlegt ihn und bringt den abschreckend aussehenden Braten in seine Hütte, woselbst er von Weibern und Kindern unter fröhlichem Jauchzen begrüsst und nach kurzer Zubereitung gierig verschlungen wird.

Eine schädliche Wirkung durch den Genuss des durch vergiftete Pfeile erlegten Wildbrets scheint der Battacker nicht im geringsten zu empfinden, und es geht daraus hervor, dass das Ipoegift in solch geringer Menge nur bei direktem Eindringen in das Blut von tödlicher Wirkung ist.

Ebenso wie der Malaye ein geriebener, mit allen Schlichen vertrauter Jäger, bezw. Fallensteller ist, so ist er auch im Fischfang, sei es an der Küste oder im Binnenland, im kleinsten Gerinnsel oder mächtigen Strom, ausserordentlich erfahren und geschickt und kehrt nie mit leerem Fischkorb heim. Er jagt die Fische mit den Reusen und Bungen, mit Wurf- und Schleifnetz, mit Angel und der Harpune vom schwanken Sampan (Einbaum) bei Tag und mit Fackelbeleuchtung des Nachts und deckt damit seinen Hausbedarf.

Will er aber einen Hauptschlager machen und seinen Haushalt für Monate hinaus versorgen, um den zu seiner Mahlzeit unbedingt nötigen Ikan-Kring (getrockneter gesalzener Fisch) zu haben, so greift der Malaye zu einem ungleich sicherer wirkenden Mittel, dem massenmordenden „Tuba". Das Tuba ist der Saft gleichnamiger Giftpflanze, welche als Rankengewächs in Sumatra wächst und in Enden zerstückt und ge-

bündelt (ähnlich unserer Schwarzwurzel) auf dem malayischen Passar (d. i. Markt) gehandelt wird. Dieses Gift hat die Eigenschaft, dass es, zerstampft und ins Wasser geworfen, dasselbe derart durchsetzt, dass alle Fische, die sich in seinem Bereich befinden, betäubt werden und an der Oberfläche treiben. Je nach der Grösse des Flusses oder Stromes wird das Quantum Tuba bemessen und an geeigneter Stelle in denselben geschüttet; weit unterhalb warten die Fischjäger in Booten, mit Speeren und Mattenkörben bewaffnet, lauern auf das Auftauchen der Fische, spiessen und fischen dieselben auf und schleudern sie in die Boote, die oft vollständig mit der Beute gefüllt sind. Wenn nach Überschwemmungen das Wasser zurücktritt und nur in alten, vom Fluss im Lauf der Zeit verlassenen toten Armen, den „Sungei mati" stagniert, dann entgeht dem Malayen kaum einer der hier zurückgebliebenen, vom Flusslauf abgeschnittenen Fische und alle gehen zu Grunde, während sich im offenen fliessenden Gewässer die nur betäubten Fische, durch das nachströmende frische Wasser bald wieder erholen, der Fortpflanzung erhalten und einem späteren Fischzug im Grossen vorbehalten bleiben.

Kehrt der Malaye nun mit Beute beladen nach Haus in seine Hütte zurück, so wird er von Weibern und Kindern umringt, das Wild oder die Fische abgestreift oder geschuppt, zerlegt und konserviert. Diese sowie überhaupt jede länger währende Arbeit, die von Frauen verrichtet werden kann, überlässt der Malaye gern seinem Anhang, zumal den älteren Weibern und erwachsenen Kindern, während er sich mit seiner jungen Lieblingsfrau und den kleinen Kindern einem süssen Nichtsthun, Liebeständeleien und Zigarettenrauchen hingiebt oder kühn, in bunt möglichstem Sarong gehüllt (das allgemein übliche Gewand für den Unterkörper), den Kriss oder das Parang im Gürtel, in malerischer Pose

einherstolziert oder, vor seiner Hütte sitzend, auf der Ziehharmonika seine melodischen Weisen ertönen lässt, während sich seine Schöne im bunten enganschmiegenden Sarong und den „Slendang“ (Shawl) über die Schulter drapierend und lüftend im rythmischen Tanze singend bewegt und durch Gesten und sprühendes Feuer der nachtdunklen Augen zu immer leidenschaftlicherem Tempo animiert. Es ist dies kein dahinstürmender Tanz der Füsse und Beine wie bei uns, es ist ein Tanz des ganzen geschmeidigen Körpers, ein Biegen und Wenden, ein Zucken der Arme und Hände, ein Wiegen der Hüfte und der ganzen Muskulatur, ein absichtliches Zurschautragen oder Ahnenlassen, ein stummes, doch beredtes Spiel des Werbens, Verlangens und Gebens, und diesem Werben entzieht sich der Spieler nicht, immer glühender, durstiger schiessen die Blicke, immer wilder wird Tanz, Gesang und Begleitung, die plötzlich schrill unterbricht . . . . . . und der Sternenhimmel der Tropen flimmert hellleuchtend über der Hütte, darinnen das Glück sich birgt, während der Schrei des Tigers weithin die Nacht durchgellt.

Die malayischen Frauen, zumal die jungen, sind meist überaus zierliche, schlanke, geschmeidige Gestalten, welche viel Wert auf Kleidung, Schmuck, Gang und Bewegung legen. Sie lieben den Putz und Jasminduft, hüllen ihre schlanken Glieder und den Kopf lieber in bunte Seidentücher als in gedrucktes Linnen und verschmähen es nicht, ihre etwas dunkle Hautfarbe durch Auflegen von Reispuder zu verschönern, wodurch ihre Augen noch dunkler hervortreten und ihren Lippen ein helleres Rot verliehen wird.

Die junge Schöne ziert an Festtagen ihr rabenschwarzes Haar mit Jasminblüten, Gold- und Silbernadeln und trägt ihren gesamten Gold- und Silberschmuck, in vielen Finger- und schweren Armringen und Hüftengürteln bestehend, zur Schau.

Die meisten Ersparnisse werden von ihnen in reinen, schweren Goldringen für Finger, Arme, Ohrgehänge und auch Fussgelenke angelegt, behalten so ihren Wert und sind am sichersten vor Diebstahl bewahrt. Bereits kleine Kinder tragen häufig diesen Schmuck, z. B. auch Gold- und Silberherzchen, an einem Bindfaden um die Hüfte befestigt, vor ihrem dicken Reisbäuchlein, ohne sonst irgend ein Kleidungsstück zu besitzen. — Die Säuglinge werden in entsprechend geschlungenem Sarong beim Säugen nach vorn an der Brust und sonst auf dem Rücken getragen und wechseln nach den ersten Monaten diesen Platz mit den Hüften der Mutter, indem sie, vom Sarong gehalten, rittlinks auf einer derselben sitzen. Bis zum Alter von 6 Jahren wachsen sie frei und meist unbekleidet auf und bieten mit ihren Reisbäuchlein einen drolligen Anblick; nur kleine Mädchen tragen manchmal vorbeschriebenen Schmuck, anstatt des Feigenblattes ihrer Stammmutter und reizen die Mundwinkel des Europäers. Nur bei kälteren Regentagen drapieren sich auch diese kleinen, braunen Helden mit dem Sarong, in welchen sie sich einhüllen und ein höchst malerisch komisches Motiv bieten. Fast alle jüngeren Leute, Frauen, Mädchen und Kinder, rauchen selbstgefertigte Zigarretten, während die Eltern mehr den Siri und Betel kauen, und dadurch dem Auge des Furopäers einen widerlichen Anblick gewähren. Zum Betelkauen gehören 5 verschiedene Teile, die alle gesondert für sich in reizend gearbeiteten Messing- oder Kupferdöschen sorgfältig aufbewahrt werden. Es sind dies Stückchen der Betelnuss, einer Frucht der Penang- oder Arekapalme, welcher weisser Kalk, gelber Gambir und feingeschnittener Zigarrettentabak beigefügt und gemengt wird. Dies alles wird in das Blatt der Siripflanze eingewickelt, in den Mund geschoben und ebenso wie der Kautabak mit den Zähnen weiterbearbeitet. Bei all diesem ist nun gerade nichts sonder-

lich Widerwärtiges zu finden, und das Abscheuliche ist nur, dass das Sirikauen den Speichel blutrot und die Zähne mit der Zeit vollständig schwarz färbt. Da die Speichelbildung durch die Betelnuss sehr gefördert wird, so ist der Betelkauer fortwährend gezwungen zu spucken, und sieht man überall in der Nähe derer Wohnungen und auch sonst auf den Strassen und Wegen diese widerwärtigen Flecke, so dass man sich erst sehr daran gewöhnt haben muss, um nicht zu glauben, nur von Schwindsüchtigen und Lungenkranken umgeben zu sein. Die Arbeit des Mannes, der klingende Münze in Gestalt von Silberdollars verdienen will, besteht ausser den beim Pflanzer zu verrichtenden bereits geschilderten Arbeiten, wie da sind: Wald- und Schneisenschlagen, Scheunen, Wohnhäuser und Stallgebäude zu errichten, Hölzer für die Trockenscheunen, Rottan und Bambu aus dem Busch zu holen, im Kahnbau, „Getta-“ (d. i. Gummi) suchen, Kokosanpflanz und dem Verkauf deren Früchte, Mergab (d. h. Palmwein) aus der Arengpalme zu zapfen, den Bast derselben zu Stricken zu drehen oder auch nur zur Bedachung der Häuser, ebenso wie den Attap, zu verwenden, Körbe, Reusen und Matten zu flechten, Käfige und Fallen zu bauen, Hühner zum Verkauf zu züchten, alles Arbeiten, denen sich der auf den Plantagen angesiedelte Malaye senang scali (d. h. so recht in Gemütsruhe) in den kühlen Tagesstunden, nämlich früh am Morgen und abends, unterzieht. Die Frauen bereiten das „Dengdeng“, an der Sonne getrocknetes und scharf gewürztes Wildpret, vom Hirsch, den „Ikan-kring“, indem sie die Fische ausschlachten und stark gesalzen, auf Matten ausgebreitet in der Glut der Mittagsonne dörren, sie ernten den gereiften Reis, den Paddi, indem sie die Ähren abschneiden und durch Schwingen in Körben die Körner mit der Hülse, den Gaba-gaba, gewinnen, diesen wieder auf Matten den Sonnenstrahlen aussetzen und

den geschätzten weissen Reis, den Brass, und durch Kochen dieses endlich in „Nassi“ zum Essen verwandeln, denn der Malaye hat für jede Stufe, die der Reis durchmacht, eine besondere Bezeichnung. In sauber ausgehöhlten Stämmen wird der Nassi zum Brotbacken durch Stampfen mit polierten Rundhölzern zu Mehl verarbeitet, welche Beschäftigung die Frauen und Mädchen, wie auch mancherlei andere Arbeit, durch gemeinschaftliches Singen begleiten. Aus bunten, bedruckten oder seidenen bestickten Tüchern nähen die Frauen die Kleider für den Haushalt, und ich entsinne mich, selbst eine Nähmaschine in der geschickten fleissigen Hand einer Malayin gesehen zu haben. Doch trotz der vielen Arbeit, die der malayischen Frau zufällt, findet auch sie genügend Zeit zu promenieren, sich wiegenden Gangs mit gespanntem Pajong aus Papier oder womöglich seidenem europäischen Sonnenschirm auf der Plantagenstrasse zu bewegen oder in den „Kadehs“ Einkäufe zu besorgen. Auch sie neigt entschieden zur Koketterie, die sie jedoch nicht allzusehr ausdehnen darf, denn der Malaye, zumal der Jungverheiratete, überwacht sie mit eifersüchtigen Argusblicken und der ihn stets begleitende Kriss sitzt locker in der Scheide.

Unter den malayischen Männern fallen vielfach solche auf, welche einen weissen Turban auf dem rabenschwarzen Haar tragen, und sind dieses die Priester, „Hadji“, d. h. Muhamedaner, welche, der Glaubensvorschrift treu, an das Grab des Propheten nach Mekka gewallfahrt sind und dort ihre Gebete verrichtet haben. Sie erhalten hierfür einen Beglaubigungsbrief und damit zugleich den Ehrennamen eines Hadji, als solche ihnen besondere Ehrenrechte zustehen.

Da nun aber immerhin Wenigen das Glück zu teil wird, so viel Barmittel zu erschwingen, um diese kostspielige Reise unternehmen zu können, sie aber trotzdem gern einige Dollar daran wenden würden, einen solchen

Hadjibrief zu erringen, wenn auch in solchem Falle nur, um ihrer Eitelkeit zu genügen, so haben es die Geriebensten unter den Mekkapilgern verstanden, hieraus Kapital zu schlagen. Es ist wohl leicht zu verstehen, dass auf diesen grossen Pilgerfahrten, die oft unter den grössten Entbehrungen und Strapazen überwunden werden müssen, viel Todesfälle vorkommen, zumal es ja gerade die gläubigen Kranken dazu treibt, einmal oder noch einmal vor ihrem Tode die „Kaaba" gesehen zu haben, und auf diesen Pilgerfahrten wüstet gerade die Cholera oft entsetzlich. — Diesen Toten oder erst Sterbenden reisst der glaubenlose Hadjibriefspekulant die Blechhülse, in welcher der beglaubigte Brief sorgfältig aufgehoben und gehütet wurde, vom Gürtel und nimmt diese gestohlenen oder geraubten Briefe mit zurück in seine Heimat, um sie dort gegen ein entsprechendes Sündengeld leicht an Liebhaber loszuschlagen. Diese Pseudo-Hadjis verschwinden für einige Monate aus der Gegend, um während ihrer fingierten Mekkafahrt anderweitig ihr Leben zu fristen und kehren dann stolz, wie sich der Malaye nun einmal giebt, mit einem schönen schneeigen Turban als neugebackener Hadji zurück.

Die Namen, auf welche die Briefe lauten, sind fast das Einzige, die zum Verräter werden könnten, aber der Malaye besitzt meist mehrere Namen; wenn es aber trotzdem nicht klappen will, nun so zieht er in eine andere Gegend, woselbst er unbekannt ist und lebt fortan unter dem neuen Namen und als Priester weiter, denn Geburtsscheine, Legitimationspapiere und ähnliches kennt der freie Malaye nicht, er erblickt das Licht der Welt, lebt und stirbt in seiner Heimat ohne Kenntnis der Behörden. Der Malaye als Muhamedaner, vor allem jedoch der Hadji, hält treu an Gebetsstunden, die ihm der Koran vorschreibt, zumal er als Priester seinen Glaubensgenossen als Vorbild voranleuchten soll und

unterhält sich, der Sonne entgegenliegend, knieend, beugend, stehend, stumm oder singend mit seinem „Allah", während Waschungen sein „Sambayang" begleiten. Ein solcher Weise, womöglich nachts, wenn man schlafen will, in seiner Hütte mit lauter monotoner Stimme ohrendienernder Hadji, kann zur wahren Landplage werden! — Ausser ähnlichen religiösen Vorrechten des Hadji fällt ihm auch das Schächten der Büffel zu, welche an muhamedanischen Festen geopfert, bezw. geschlachtet werden, und ist dieser Ritus eine der hässlichsten Tierquälereien, welche ich je gesehen, denn, um dieses Urbild der Kraft, den indischen Riesenbüffel, der in seiner massigen Gestalt eher einem Nashorn denn einem europäischen Bullen gleicht, mit Gemütsruhe die Luftröhre durchschneiden zu können, muss er zunächst genügend geknebelt und geworfen sein. Lange Stricke mit Schleifen, je von 8—10 Mann gehalten, werden dem zunächst nichtsahnenden Opfer um die Füsse gelegt, und sodann wird es bis zu einem fest in der Erde stehenden Baumstumpf oder Pfahl so herangeführt, dass sich die Vorderfüsse vor, die Hinterläufe noch hinter dem Stamme befinden. In diesem Augenblick werfen sich die Leute in die Taue und bringen durch diesen plötzlichen Ruck den Büffel, dem hierdurch alle Viere unterm Leib fortgezogen werden, zu Fall und binden dem Koloss durch festes Anziehen um den Pfahl die Läufe zusammen. In ohnmächtiger Wut sträubt sich der Riese gegen die Fesseln, die ihn immer dichter und fester umschlingen und bohrt das der Erde zugewandte mächtige Horn in seiner Wut stets tiefer in dieselbe. Ein starker zugespitzter Pfahl wird nun möglichst nah der Stirn in den Boden gerannt, das freistehende Horn durch Schlingen an diesen herangezogen und befestigt, und nun ist das arme Opfertier, dem sich ungefesselt in der Wut keine Hunderte zu nahen wagen, hilflos seinen Schächern preisgegeben,

nur das Fliegen der Lungen und das Stossen des Atems zeugt noch von seinem Leben. Nun tritt der Hadji mit haarscharfem, langem Klewang oder Parang heran, steigt auf den Nacken des Büffels und durchtrennt mit einigen Schnitten den Hals und die Luftröhre. Einige schnaubende, blutstrudelnde, mächtige Atemzüge und der Koloss hat ausgehaucht. Eine Menge mit Messern bewaffneter Malayen stürzt sich auf das Stück, um es zu zerschneiden, und eine Stunde später zeugt nichts mehr von der Opferstätte als eine tief und weitdurchtränkte, abgetretene Stelle, auf der sich die Fliegen zu Milliarden tummeln.

Ein freundlicheres, wenn auch erschauderndes Bild bietet sich dem Europäer, wenn er beobachtet, wie sich der Malaye zum Versüssen seines Daseins den Honig von himmelhochanstrebenden, säulenartigen, glatten Bäumen, den Tualangs, herunterholt. Der Tualang, Königs- oder Bienenbaum, ist einer der häufigsten und gigantischsten Vertreter der Flora Sumatras, ein Baum mit mächtigen, sich über die Erde erhebenden Wurzelseitenstreben, mit Bretterwänden vergleichbar, die den Stamm sternartig umgeben und gewissermassen als breiter Fuss gegen das Umfallen schützen, und aus diesem heraus hebt sich der hellgraue Stamm von 50—60 m Höhe, schlank, glatt und säulenartig ohne jede Astbildung, einem mächtigen Fabrikschornstein vergleichbar, während sich hier oben erst in schwindelnder Höhe die verhältnismässig kleine Krone des Baumes bildet. Es ist dies der Bienenbaum, welcher als „geweiht“ der Axt oder dem Feuer ebenso wie alle Fruchtbäume nach Landesgesetz nicht zum Opfer fallen darf, denn an ihm hängen die Honigbienen ihre sackartigen grossen Waben, und zwar stets an den unteren grössten von der Erde etwa 50 m entfernten Ästen, auf. Sind die Waben mit Honig gefüllt und hat der Malaye sich nun nicht mehr vor den Angriffen der Bienen zu

fürchten, so beginnt er den Säulenstamm zu besteigen. Hierzu schneidet er sich aus „Nibung-palmholz“ Nägel von knapp Fusslänge, treibt diese, die er bündelartig oder im Sarong auf dem Rücken trägt, in kurzen Abständen, den Sprossen einer Leiter ähnlich, in den Stamm und steigt so langsam höher seinem Ziel entgegen, was oft Tage in Anspruch nimmt. Es ist dies für den Fremden, den Europäer, ein höchst unbehaglicher, wenn auch äusserst interessanter Anblick, denn der plötzliche Bruch einer Sprosse würde den unfehlbaren Tod durch Absturz zur Folge haben, jedoch kommt dies fast nie vor, denn der Malaye versteht es, sein Körpergewicht genau auf alle Sprossen, die er ergreift oder betritt, staunenswert sicher zu verteilen, wohingegen der Europäer diese Leistung meiner Ansicht nach nie und nimmer fertigbringen wird.

Die Kokosbäume besteigt der Malaye, um die reifen Nüsse zu pflücken, in der Weise, dass er die Hände um den Stamm herum, die Füsse dagegen mit den Sohlen gegen denselben stemmt und so den Stamm gewissermassen emporläuft. Zu diesem Zweck werden von den Malayen aber auch Schweinsaffen verwandt, welche es nach kurzer Dressur bereits äusserst geschickt verstehen, reife von unreifen Früchten zu unterscheiden, die reifen abzudrehen und herunterzuwerfen. Der junge Affe bekommt bei Beginn der Dressur eine lange Leine um den Hals gelegt und wird den Baum hinaufgeschickt. Seiner Natur entsprechend beginnt er sofort mit dem Abdrehen der reifen sowie unreifen Früchte. Sobald er jedoch eine unreife Frucht pflücken will, zerrt der Malaye energisch ruckweise an dem Strick unter gleichzeitigem Zuruf mahnender, sich stets gleichbleibender Kommandos. Erwischt der Affe eine reife Nuss, so wird er durch freundliche Zurufe zum Pflücken derselben gereizt. Der Affe als begabtes Tier begreift sehr bald, worum es sich handelt und kann

nach kurzer Dressur ungefesselt zum Abernten der Kokosnüsse verwandt werden.

Der Malaye hat aber nicht nur Sinn für die materiellen Seiten des Lebens allein, er ist auch ein grosser Freund der Musik und der Poesie, und, um davon ein Beispiel zu geben, will ich einige der bilderreichen malayischen Gedichte anfügen, die eines Verständnisses auch seitens des überkultivierten Europäers nicht entbehren, und zwar werde ich sie, wie alle schon genannten malayischen Ausdrücke, so wiedergeben, dass sie dem deutschen Zungenschlage geläufig sind.

„Pantunans" = malayische Lieder.

1.

Apa guna pasang palita
Kalu dida dengan sumbunja
Apa guna, bièr mein mata
Kalu tid ada sungunia.

Verdeutsch heisst dies:

Welchen Zweck hat es, die Lampe anzuzünden,
Wenn sie keinen Docht hat?
Und welchen, zu liebäugeln,
Wenn man sich nicht gerne hat?

2.

Saja heran karetta api
Diatas kawat dibaua bessi
Saja heran si djantung hati
Dia livat tida perenti.

Ich bewundere die Eisenbahn,
Oben Draht und unten Eisen,
Ich wundere mich über das Menschenherz,
Es läuft ohne aufzuhören.

3.

Tanam melatti di tana miring
Komari maur kesana maur
Djangan petscheier kondenja miring
Komari mau kesana mau

Pflanze Jasmin auf einem Hügel,
Der sich nach beiden Seiten senkt,
Aber traue keinem Zöpfchen, das schief sitzt,
Es ist wetterwendisch.

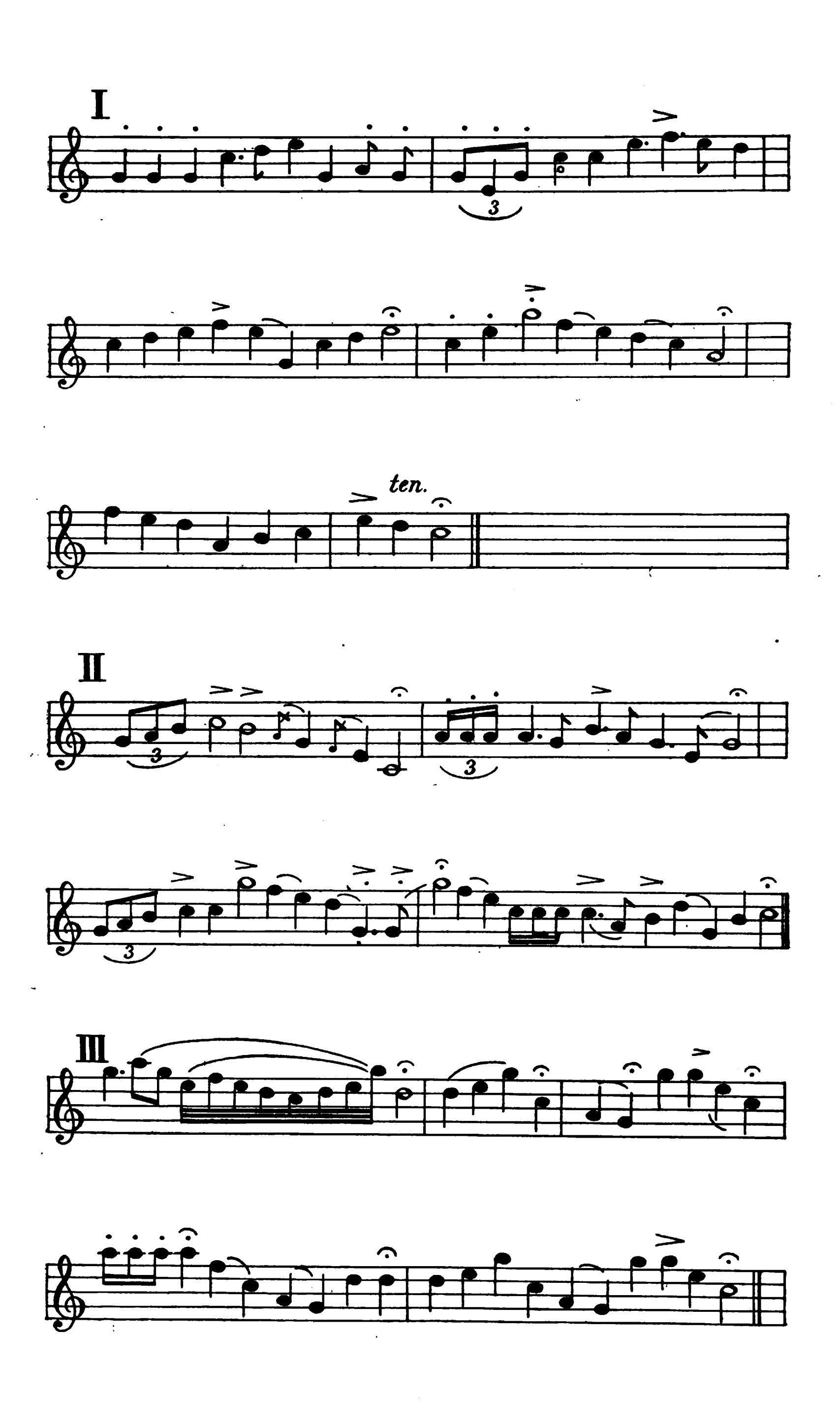
4.
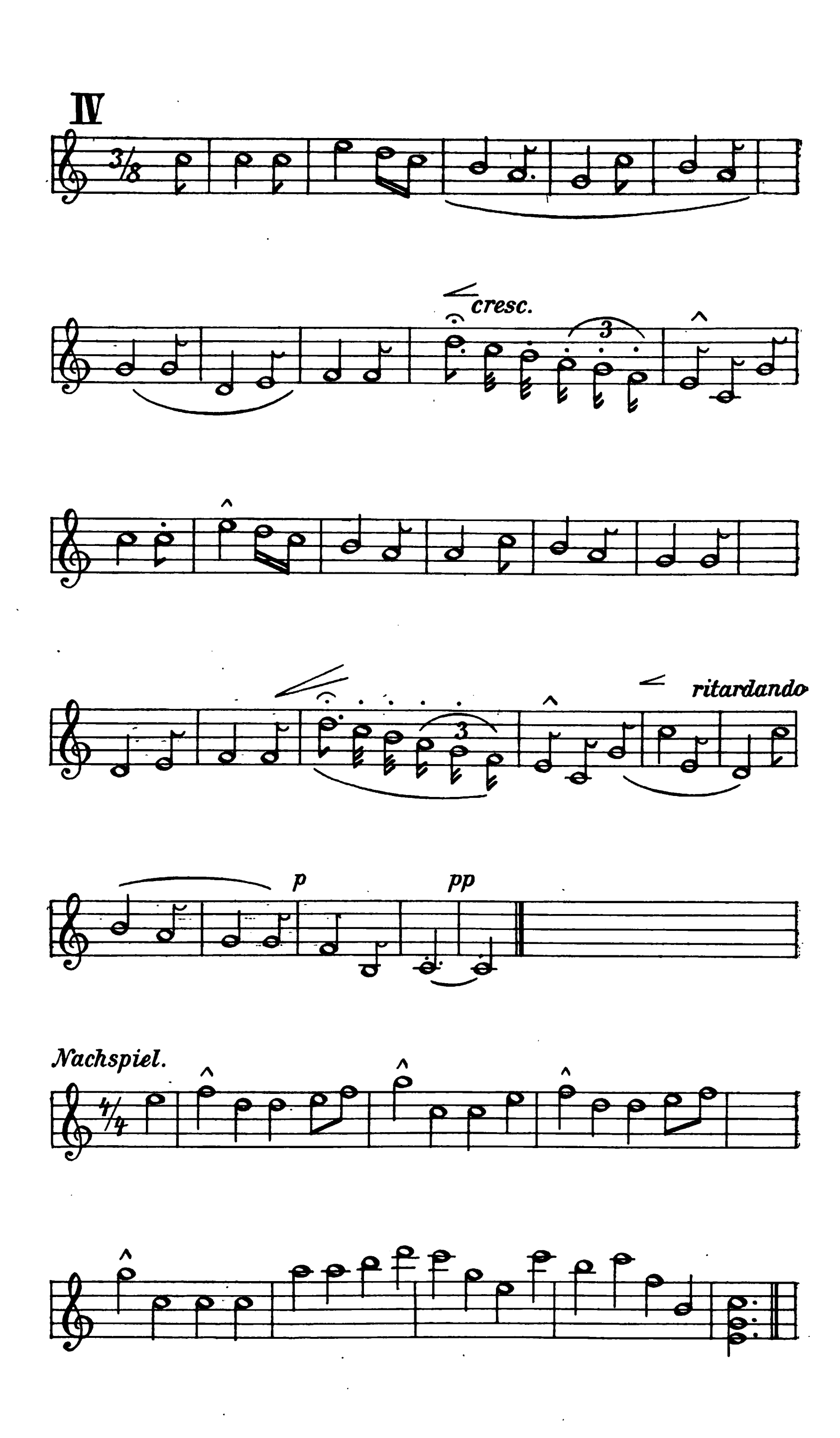
Burung darra burung marti
Ambil duk tarama rama
Mari mas marila hati
Mari tuduk bersama sama.
Ure ure daun angsana
Anak kadal menjub suling
Sore sore saja kasana
Sadia bantal dengan guguling.

Taube holt sich Bast vom Palmbaum,
Wo die Schmetterlinge spielen.
Komm mein Gold, komm mein Herz,
Lass uns hier zusammen liegen.
Grille sitzt auf dem Angsan-Blatt,
Flöte bläst die junge Eidechs,
Ich komm allabendlich herüber,
Hoffe Kissen und Liebchen bereit.

5.

Nona menjait badju kurung
Baba menjait tangan badjunja
Nona mati mendjadi burung
Saja mendjadi tjabang kajunia
Baba mandi dikali anke
Saja mandi di luar batang
Baba mati mendjadi Banké
Saya mendjadi kurung batang.


I
ten.
II
III


IV
cresc.
ritardando
p
pp
Nachspiel.

Nona näht das enge Jäckchen,
Baba näht dazu die Ärmel,
Wenn du stirbst, wirst du ein Vogel,
Werde ich der Zweig am Baume.
Baba badet im Flusse Anke,
Nona badet im Strome abseits,
Stirbst du, wirst du eine Leiche,
Werde ich dazu die Bahre.

6.

Banjak barang didalam gudang
Nanas satu saya irisin
Banjak orang berdjalan pulang
Nona satu saya tangisin
Baik baik menganjam nyiru
Njiru di anjam diatas bukit
Baik baik menangung rindu
Rindu, Rindu jang tahan djodi penjakit.

Viel des Vorrats in der Kammer,
Will nur eine Ananas schneiden,
Viele Leute gehen und kommen,
Um ein Mädchen muss ich weinen.
Gieb wohl acht beim Siebeflechten,
Beim Siebflechten auf dem Hügel,
Gieb wohl acht auf Deinen Kummer,
Steter Kummer wird zur Krankheit.

7.

Djau datang kapal Surati
Prat bermuat ajer mawar
Djau datang sidjantung hati
Radjun di minum djadi penawa.

Weither kommt das Schiff von Suratti,
Schwer beladen mit Rosenwasser,
Weither stammt meines Herzens Herzblatt,
Tränke ich Gift es würde zur Labe.

8.

Prapa dalam sungei Palembang
Saya brani membuang djalla
Prapa tadjem kris di Pingang
Saya brani membuang ndjawa
Tingi tingi si mata hari
Buat meliat pulan malakka
Ilang bini gampang di tjari
Ilang gendak badan Tjilakka.

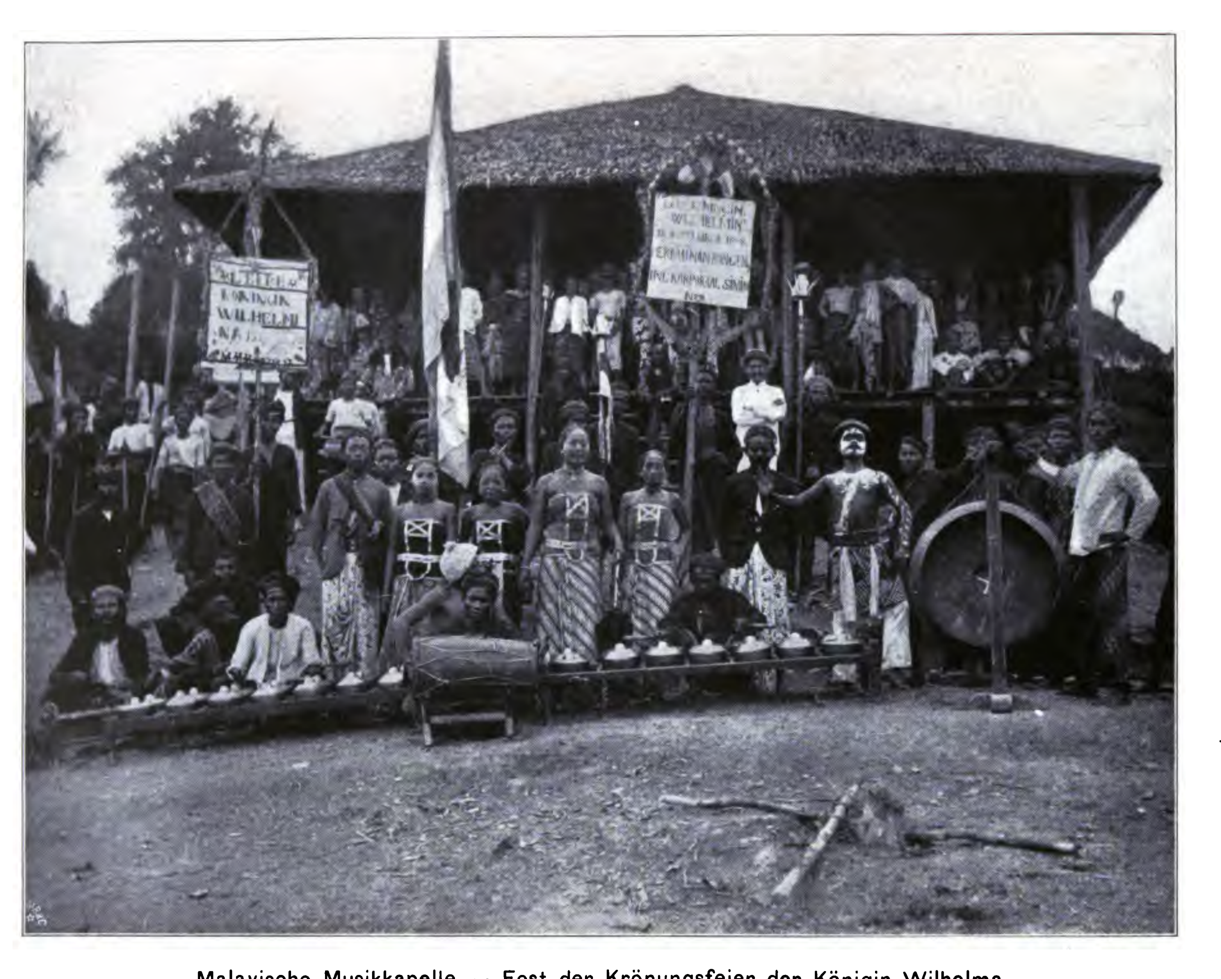
Noch so tief sei der Fluss von Palembang,
Auszuwerfen wag ich die Netze,
Und wie scharf auch der Dolch an der Hüfte,
Wegzuwerfen wag ich die Seele.
Hoch am Himmel steht die Sonne,
Kann bis nach Malakka sehen,
Frau verloren, ist leicht zu suchen,
Die Geliebte verlieren, ist körperlich Elend.

Auch einige Melodien, nach denen vorstehende Pantunan (Gedichte) gesungen werden, oder von Gongs, Tantams und kupfernen abgestimmten, auf einem langen Gestell angebrachten, topfartigen Gefässen und Bambuschalmeien oder auch nur von Ziehharmonikas vorgetragen und vom Tanz der geschmeidigen Bajaderen begleitet werden, lasse ich folgen.

Wie sich das arbeitsreiche Leben des Pflanzers selbst gestaltet, habe ich bereits bei der Anlage und dem Bau der Pflanzung geschildert, bezw. geht dasselbe daraus hervor.

Der Pflanzer hat die Verwaltung und Oberaufsicht der ganzen Anlage in Händen und von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang vollauf zu thun.

Der Manager, der Hauptleiter von den Malayen, Tuan besar, d. h. der grosse Herr, betitelt, steht über dem Ganzen und hat zu seiner Unterstützung, je nach Ausdehnung der Estate, wie die Pflanzungen in nieder-



Malayische Musikkapelle — Fest der Krönungsfeier der Königin Wilhelma

ländisch Indien benannt werden, 2 oder mehrere Assistenten zur Seite (malayischer Tuan kedjil = der kleine Herr), und bei grossen Unternehmungen findet auch ein Tuan krani = ein Buchhalter vollauf Beschäftigung. Ein jeder dieser Herren hat sein eigenes Haus und eigenen Haushalt, und nur wo die Pflanzungsverhältnisse es gestatten, wohnen 2 oder mehrere zusammen im gemeinschaftlichen Europäer-Congsihaus. Dies ist jedoch seltener der Fall; meist liegen die Häuser, die der leichteren Aufsicht halber in der Nähe der dem Einzelnen zugeteilten Felder errichtet sind, halbstundenweit oder mehr auseinander, und man ist schon genötigt, sich gegenseitig Besuche zu machen, um sich einmal zu sehen, wenn der Zufall ein Zusammentreffen während der täglichen Arbeit nicht ermöglicht. Man glaube nun aber ja nicht, dass sich die Pflanzer tagtäglich oder besser gesagt Nacht für Nacht besuchten, das ist bei Weitem nicht der Fall, dazu wird der Europäer in den Tropen viel zu bequem, selbst wenn er zu Haus in der Heimat zu den unverwüstlichsten Salonlöwen gezählt haben sollte, und wenn abends bei der Heimkehr von der Arbeit ein kühles Bad des Tages Last und Hitze, Staub und Ärger heruntergespült hat, und der Pflanzer lang ausgestreckt in luftigem Sarong und Kabaja oder ähnlich leichtem Gewand auf seinem Rotanstuhl (malayisch: Krossi malass = fauler Stuhl) liegt, sich seine Cigarrette dreht und, um sich für das Abendbrot zu stärken, ein Bittertche oder einen Dämmerschoppen geniesst, dann bringt ihn so leicht keine Versuchung von dem Stuhl herunter.

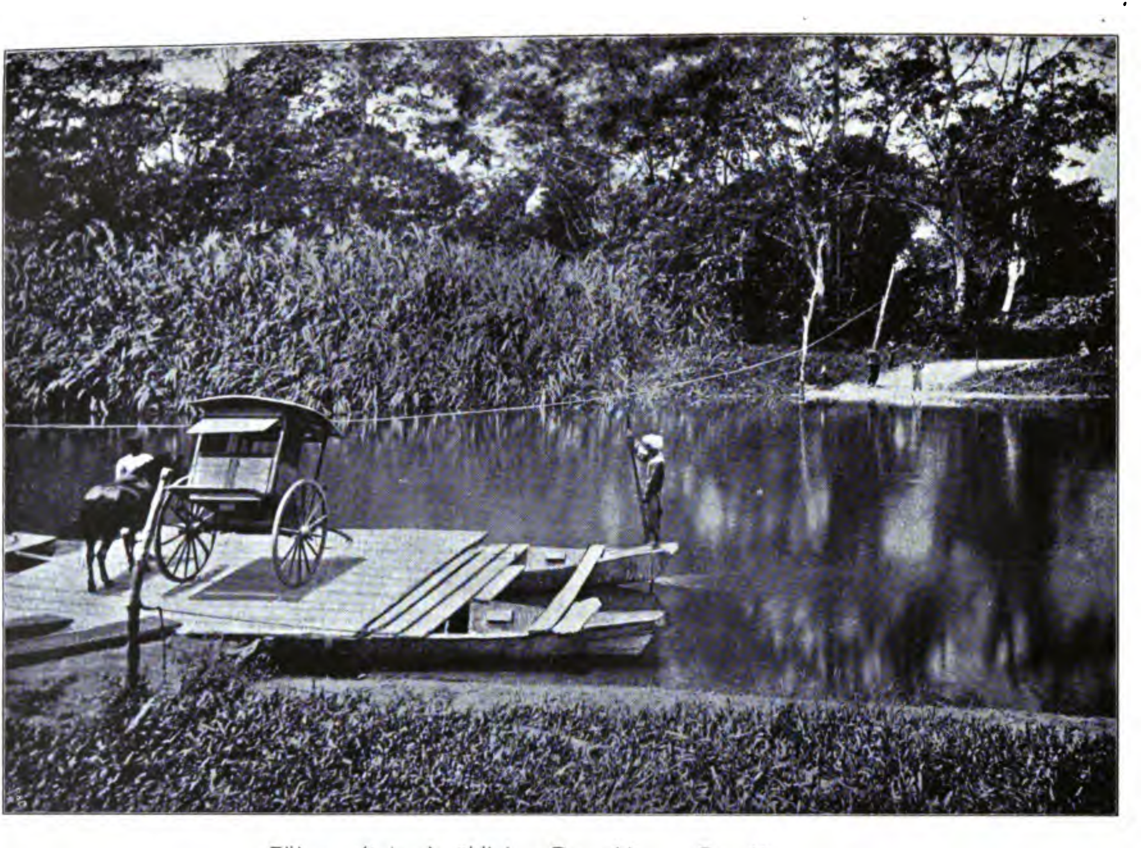
Es ist die Wirkung der Tropen, die Erschlaffung, welche so viele ähnliche Gefühle zeitigt, zumal zur Zeit der Feldarbeit, wenn die Luft von morgens bis abends brühend heiss vor Hitze erzittert, und kaum die Nacht etwas Linderung bringt. Dann ergreift die meisten Europäer eine Apathie, eine Gehirndepression, gegen

die sich kaum einer zu schützen vermag, und wenn er noch so sehr dagegen ankämpft, dann kommt das Faulfieber hier als wirkliche Krankheit zum Ausbruch, und dringend zu erledigende Briefe an z. B. sich bangende ängstliche Angehörige in der Heimat bleiben Wochen, ja Monate hindurch unbeantwortet, bis die Depression gewichen, was meist nach einem Witterungsumschlag, Gewitter oder längere Kühlung bringenden Tropenregen der Fall ist. Dann atmet alles wieder auf, freut sich seines Daseins und sucht die Geselligkeit wieder auf, die vordem förmlich gefürchtet war, da man sich durch jede Person, die nicht zum direkten Haushalte gehörte, in seiner Gemütsruhe gestört fühlte. Wehe daher den Pflanzern, welche an den Hauptverkehrsstrassen ihre Häuser haben errichten müssen, sie sind nie sicher vor einer freiwilligen oder unfreiwilligen Einquartierung, die ihnen jeder Tag, jede Nacht, jeder plötzliche Wolkenbruch bringen kann in Gestalt von anderen Herren, welche, ermüdet von langem Ritt, ihrem Pferd etwas Ruhe und sich selbst einen kühlen Trunk verschaffen wollen, vom Wetter Überraschten, welche Schutz vor dem Unwetter unter dem gastfreien Hause des Pflanzers suchen und auch finden, denn die Gastfreundschaft unter den Pflanzern Sumatras ist noch wie jene, von der uns unsere Grossväter erzählten und die sie vom Hörensagen kannten. „Leben und leben lassen“ ist die Devise des holländischen und deutschen Pflanzers, welche drüben in den Kolonien aufs Beste harmonieren, und es ist bezeichnend, dass eine Menge holländischer Unternehmungen der Leitung von Deutschen anvertraut sind, wie auch der Zufluss von Deutschen gerade nach den holländischen Kolonien, speziell Sumatra, von Jahr zu Jahr zunimmt; schade, dass hierdurch so viele tüchtige, deutsche Kräfte unseren eigenen Kolonien verloren gehen, aber dies liegt in den Verhältnissen und in der den Deutschen viel sympathischeren holländischen

Kolonialverwaltung. Als äusserst wohlthuend empfindet er, dass das Beamtentum sich nicht überall spreizt und etwa arrogant auftritt, sondern nur zur rechten Zeit seine Pflichten zu erfüllen weiss, die auch selten mit den Gefühlen der Kulturträger kollidieren. Der Europäer ist in den holländischen Kolonien immer „Herr“ und nur in leitenden Stellungen zu finden. Es giebt absichtlich keine europäischen Handwerker oder Arbeiter, denn erstens können sie, falls ihre Konstitution ihnen die Arbeit in diesem Sinne überhaupt ermöglichte, nicht mit den genügsamen inländischen oder chinesischen konkurrieren, und zweitens würde das Ansehen der Europäer den Eingeborenen gegenüber darunter leiden und sie mit ihnen mehr oder weniger auf gleiche Stufe stellen, und da nun ferner die meisten Pflanzungsgesellschaften ihre Beamten direkt in Europa oder wenigstens nur auf Empfehlung hin engagieren, so ergiebt sich hieraus zur grössten Annehmlichkeit des Pflanzers in Sumatra selbst, dass er durchweg nur mit gebildeten besseren Familien entstammenden Herren in Berührung kommt. Die Motive, die all diese veranlasst haben, ihre Wohnungen in den fernen Tropen auf unbestimmte Zeit ins Ungewisse aufzuschlagen, sind so verschieden wie die Menschen selbst.

Die Sucht nach Fremdem Abenteuerlichem, die Tropensehnsucht führt den einen, die Hoffnung auf baldigen Gewinn und Reichtum den zweiten, den dritten vielleicht die Geldverhältnisse in der Heimat, denen er drüben aufzuhelfen versucht, und viele treibt das leidige „Muss“, das sie gnädig anf die Fährte nach Sumatra geleitet hat. Wie viele verabschiedete deutsche Beamte und Offiziere, vom Major bis herunter zum jungen Leutnant, finden dort ein standesgemässes Leben und ihnen zusagende Thätigkeit, die ihnen in der Heimat Niemand hätte bieten können, und wenn die Zeiten des schnellen Verdienens und Reichtümersammelns auch längst vor-

bei sind, so findet der Pflanzer doch auch schon in jungen Jahren ein pekuniär sorgenfreies Leben in verhältnismässig grossem Stil, das sich im Laufe der Jahre für ihn, wenn ihn seine Gesundheit nicht im Stich lässt, immer vorteilhafter gestaltet, und ihm auch gestattet, Ersparnisse zu machen und später als gewinnbeteiligter Menager oder Hauptleiter oft ganz beträchtliche Summen zu ersparen, die es ihm ermöglichen, nach etwa 15—20jähriger Thätigkeit als „gemachter Mann“ in seiner Heimat eine sorgenlose wohlverdiente Ruhe zu geniessen. Wohlverdient, denn es ist ein arbeitreiches, an europäischen Vergnügungen, wie Geselligkeit, Theatern, Konzerten, Bällen, Reunions, Vorträgen und ähnlichem armes Leben, dazu umlauert von Gefahren, deren schlimmste die Krankheiten sind. Auch kennt der Pflanzer in seinem Beruf nicht einmal seine eigenen Sonn- und Festtage, nur Weihnachten und Neujahr wird gewissenhaft durch Liebesmahle, die sich durch ein Gemisch von Frohsinn und Sentimentalität, hervorgerufen durch die Bilder an die Kindheit und Heimat, auszeichnen, gefeiert. Zu diesen Festen kommen meistens die Herren von verschiedenen Pflanzungen, beritten oder zu Wagen, im internationalen Klub der nächsten Stadt, hier Tandjong Poera, oder auch, falls die Entfernung zu gross, bei einem Pflanzer zusammen, dem die nötigen Räumlichkeiten und Mittel zur gemeinsamen Feier zur Verfügung stehen. Noch bei Nacht oder am frühen taufrischen Morgen kehren die Pflanzer in kleinen Cavalcaden nach allen Richtungen der Windrose in die nahen oder stundenweit entfernten Estates zurück und gehen wieder ihren Obliegenheiten nach. Bei dieser Gelegenheit lässt der Übermut oft die Zügel schiessen, und da bei den grossen Entfernungen die Hauptverkehrswege öfters von Flüssen durchschnitten, welche bei Tage vermittelst Kähnen oder Fähren passiert werden, da sie zum Durchwaten zu tief und der



Fähre mit landesüblicher Droschke — Caretta sewa

Krokodile wegen zu gefährlich sind, so kommt er hierbei oft zum Ausbruch. Ist nämlich der Fährmann am jenseitigen Ufer nächtlicherweile nicht wach zu rufen oder dauert es den Sprühteufeln der vom Fest Heimkehrenden zu lange und lockt dazu ein kühles Bad ganz erwünscht, so riskiert es der Erste, seinen schnaubenden Batackponnie zum Sprung in die Flut zu animieren, und meist folgen alle blindlings hinterher, um, vom Sattel herunter, neben dem Pferd schwimmend schnellmöglichst das andere Ufer zu gewinnen, denn unmittelbar auf den Sprung folgt die abkühlende Ernüchterung, und der boshafte Ausruf eines Witzboldes „Achtung, Achtung, Krokodil“ warnt zu beschleunigterem Tempo; so gehts weiter im wilden Galopp bis zum nächsten Pflanzerhaus, woselbst Station gemacht und dem nach stundenlangen Ritt knurrenden Magen ein wohlbekömmliches Frühstück einverleibt wird. Sind nun die Kleider unterwegs bei dem wüsten Ritt gar zu sehr mitgenommen, so findet wohl auch ein Kleiderwechsel statt, und wenn auch die Staturen gänzlich verschieden, so behilft man sich, so gut es geht, und schickt die Sachen gelegentlich zurück; sitzt aber der ausgewechselte Anzug gut, nun so hat es damit meist aus Bequemlichkeit sein Bewenden und der eine trägt des anderen Sachen weiter, bis der Dobi durch gründliche Wäsche auch diese zu Grunde gerichtet hat und für die Neuequipierung seine Provision vom Schneider einsteckt. Solche grössere Pflanzervereinigungen im Klubgebäude finden jedoch auch statt bei dem Geburtstag der Königin von Holland und des deutschen Kaisers und dann, wenn sich einmal eine europäische Künstlergesellschaft, meist sogenannte Wiener Damenkapellen, an die Ostküste Sumatras verschlägt und mit ihrer Musik die Herzen der braungebrannten Männer erweichen will; und da bei diesen Gelegenheiten vor allem auch die verheirateten Europäer, Pflanzer, Kauf-

leute, Offiziere und Beamte der Regierung, mit ihren Damen erscheinen, so schliesst sich stets ein kleiner Ball an, bei dem es dem Pflanzer oft nach jahrelangem Entbehren ermöglicht ist, sein Auge an holder europäischer Weiblichkeit zu ergötzen und, der zu Liebe er das fürchterliche Opfer bringt, das Tanzbein in der Tropenhitze zu schwingen.

Überhaupt übt die europäische Dame einen sehr günstigen Einfluss auf den sonst ganz allein für sich lebenden Pflanzer aus, und das Haus des verheirateten Kollegen sieht daher oft mehr Besuch, als ihm und seiner Gattin lieb ist; aber im Haushalt, woselbst die Hausfrau schaltet, da sieht es doch so ganz anders, so viel einladender, freundlicher und poetischer aus, als im Heim des Junggesellen, dessen malayische, javanische oder japanische Haushälterin doch auch nur ihrem Gesichtskreis und natürlichem Taktgefühl entsprechende Anmut und Ordnung in das Haus bringen kann.

Diese Haushälterinnen, meist junge Mädchen, von ihren Eltern dem Europäer als Njei angeboten, werden je nach Alter und Schönheit für eine grössere oder kleinere Summe, welche sie, wie sie sich ausdrücken, zur Tilgung der Reiseunkosten und Schulden unbedingt nötig hätten, engagiert, oder die sich in Begleitung von Freundinnen und Anhang selbst eine solche Stelle suchen, besitzen, da sie eben dem Europäer in jeder Beziehung näher stehen, als anderen dort lebenden Nationen und einen verantwortlicheren Posten versehen, diesen Dienstleuten gegenüber eine gewisse Autorität, die sie eben befähigt, dem Haushalt und den Bedienten vorzustehen; und der Pflanzer übergiebt ihr so seinen ganzen Haushalt und die Verwaltung desselben, da er selbst in den wenigsten Fällen Zeit, Lust und Geschick hierzu hat. Der Unterhalt derselben, ausser dem alltäglich Notwendigen, das ja verschwindend gering ist, besteht in monatlichem Gehalt oder in Gestalt



Fluss-Scenerie — Zielübungen auf Krokodile

von Geschenken, Kleidern und Schmuck, und all dies macht sich gut bezahlt, wenn die Njei gut einschlägt, denn sie bewahrt durch ihre Aufsicht den Pflanzer, ihren Herrn, vor Unterschlagungen, Diebstahl und Schleudern im Haushalt von Seiten der Bedienten, dem Koch, dem Boy, dem Wasserträger, dem Kutscher und Grasschneider, alles Leute, die es im Lauf der Erfahrung zu einer grossen Raffiniertheit gebracht haben, am Tisch des Europäers zu schmarotzen. Auf den Pflanzungen selbst schafft sich der Europäer Unterhaltung und Erholung durch Zusammenkünfte an den Zahl- oder Löhnungstagen, zum Scheibenschiessen, Kegeln, Tennis oder sonstigem Sport, durch öffentliche Tänzerinnen, welche, von grossem Gefolge und allerhand Musikinstrumenten begleitet, sein Auge für einige Dollar nächtlicherweile bei Fackel- und Lampenbeleuchtung unter seiner Pendoppo (Vorhalle) entzücken oder durch seltenere kleine Sampan- oder Flussdampferfahrten auf den herrlichen breiten Strömen der Ostküste mit ihren urwüchsigen, von Lianen durchflochtenen wildromantischen Ufern, um den sich am Ufer auf den Sandbänken sonnenden Krokodilen eine Kugel auf den Panzer zu setzen oder beim Schwanken des Fahrzeugs vorbeizuschiessen und diesen Bestien so einen unheimlichen Schrecken einzujagen. Ob tödlich getroffen oder gefehlt, verschwinden sie unter plötzlichem Aufbäumen im Wasser nnd nur selten gelingt es, ein Stück auf der Stelle zu strecken; die meisten gehen verloren, indem sie untertauchen und erst, nachdem die sich bildenden Verwesungsgase den toten Körper heben, den Fluss weiter hinab gen See treiben. Diese Bestien vereiteln viele Vergnügungen, und es ist ohne fortwährende Lebensgefahr gar nicht möglich, sich sorglos den Wellen zu einem fröhlichen Schwimmen anzuvertrauen. Trotzdem liess ich mich einige Mal hierzu von einem Holländer überreden, und es war ein selten wohlthuender

Genuss, sich endlich einmal wieder, zumal am frühen Morgen, im Wasser zu tummeln. Seiner Meinung nach folgten die Krokodile hier nie so weit den Flussläufen. Wenige Tage später berichteten mir unsere Klings, dass ein aussergewöhnlich grosses Buaya-Krokodil am jenseitigen Ufer des Batang-serangan läge. Etwa eine Stunde später war ich mit einem andern Herrn aus Hannover, der mein Repetiergewehr nahm, zur Stelle, und während ich aus meiner Büchsflinte mit Explosivgeschoss zwischen die Schultern hielt, drückte er seine Kugel a tempo aufs Rückgrat ab. Im mächtigen Bogen überschlug sich das wohl 6 m lange Krokodil kopfüber, stürzte mit dem Rücken aufschlagend ins Wasser und verschwand. Erst am nächsten Tag wurde es von Malayen, die es in Sampans suchten, auf dem Grund des Flusses mit Hilfe langer Stangen gefunden und gehoben. In dieser Weise oder von der Veranda aus betreiben ja wohl viele Pflanzer drüben die Jagd, und es bietet sich ja auch hie und da Gelegenheit, von dort aus einen glücklichen Schuss auf einen Nashornvogel, auf Tauben, Sauen oder Hirsche, ja selbst, allerdings in den seltensten Fällen, auf einen Tiger oder gar Elefant zu tun, aber — das ist keine Jagd, das ist Dusel, Zufall, von dem der Jäger, der das Zeug dazu hat, nichts wissen will; „er“ sucht das Wild lieber in seinen Schlupfwinkeln im Urwald oder Lalang auf, wenn er dadurch dort auch gerade keine körperliche Erholung, wohl aber Befriedigung und stählendes Selbstbewusstsein empfindet. Doch von diesen Jagden später. Das Land mit seinen nur zum Teil unterjochten Binnenbewohnern versteht es auch sonst, dem Pflanzer der Nordostküste Überraschungen und nervenbelebende Unterhaltung zur Genüge zu bieten und zählen hierunter vor allem die fast jährlich sich wiederholenden Einfälle der Atjinesenhorden, welcher fanatische muhamedanische Volksstamm sich mit der holländischen Re-



Mächtiges Krokodil, dicht bei Tandjong Poera erlegt

gierung in einem ständigen, bereits etwa 30 Jahre zählenden Guerillakrieg befindet und immer erst nur zum Teil unterjocht ist, während der in den unzugänglichen Plateaus der Gebirge wohnende Atjeher, der sich der Jagd, der Zucht und der Pfefferanpflanzung widmet, sich noch völliger Unabhängigkeit brüstet, dank der Unterstützung englischer privater oder politischer Juden, die einen fortwährenden Waffenschmuggel betreiben und so die Atjeher immer noch widerstandsfähig gegen Holland halten, im Hintergrund den Wunsch, gelegentlich weitere Vorteile daraus zu ziehen. Jedoch Holland weicht geschickt aus und verhindert nach Möglichkeit die Ansiedelung von Engländern, ja sogar von Deutschen in dem gefährdeten Bezirk, um so jeden gesuchten Einwand zum Einschreiten von Seiten der betreffenden Mächte von vornherein vorzubeugen und einer grösseren Gefahr, als sie die Atjeher bieten, zu entgehen. Doch das Netz der Bentengs (kleiner Forts) der holländischen Kolonialtruppen schliesst sich stets dichter und dichter, und in absehbarer Zeit wird auch wohl dies gefürchtete, wilde freiheitsdürstende Volk die Segnungen der Kultur geniessen, mögen auch noch Jahre darüber vergehen.

Sobald sich nun die Atjehhorden zu ihren periodisch wiederkehrenden Raubzügen und Überfällen anschicken, was meist durch gutbezahlte Spione aus den Nachbarstämmen der Gajus und Allas rechtzeitig berichtet wird, sendet die holländische Regierung ihre Truppen nach den gefährdeten Pflanzungen und Unternehmungen von Europäern, wie Petroleumraffinerien, Holzsägereien und ähnlichem, um diese Anlagen und vor allem das Leben der Europäer bei einem eventuellen Einfall zu schützen. Auch wir, an exponierter Stelle gelegen, rings von Urwald umschlossen, hatten den Vorzug einer unverhofften Einquartierung, indem uns eines Spätnachmittags der Kontrolleur von Tandjoeng Poera, ein Kapitän, ein Leutnant und vierzig Mann, teils europäischer, teils

inländischer bezw. javanischer Truppen aufsuchte und uns erklärte, den Befehl erhalten zu haben, dass der Leutnant mit seiner Truppe für die Zeit der Gefahr zu unserm Schutz hier bleiben und sofort eine Benteng, ein provisorisches Fort, für die Besatzung errichtet werden müsse. Vorläufig wurde die Besatzung, so gut es ging, in den Stallungen untergebracht, währenddessen die Offiziere unsere Gäste waren und im befestigten Menagerhaus Wohnung nahmen, bis sie es sich in einer schnell von unseren Kulis und ihnen erbauten Verpallisadierung bequem machen und ihre Rekognoszierungsmärsche, die sich nur auf die Wege der Hauptplantage beschränkten, ausführen konnten. Auf unserem Vorwerk Darrat, etwa 1½ Stunden tiefer in den Urwald vorgeschoben und mit dieser jüngeren Hauptplantage nur durch einen in vielen Windungen sich durch dichtesten hügeligen Urwald schlängelnden Fahrweg verbunden, lebten zu dieser Zeit eine Europäerin, deren Gatte auf längere Zeit abwesend war, mit ihren 2 Kindern, ein Tabaksassistent, ein Ingenieur für Petrolbohrungen und ein alter Holländer als Geometer und Ölprospektor. Dieser letztere war bei der ersten Nachricht, die wir noch abends sofort nach Darrat sandten, ausgerissen, ohne die übrigen genannten Europäer von der Atjehergefahr persönlich und auf Grund unseres Schreibens genauer zu unterrichten und kam freudestrahlend, ob der vermeintlichen entgangenen Gefahr, auf der Hauptplantage, als wir gerade zur Beratung zusammensassen, auf dem Estatesponnie, das gerade für diesen Fall Tag und Nacht gesattelt dort stehen bleiben sollte, um im Notfall sofortige Hilfe holen zu können, angesprengt, und wurde nach diesen Offenbarungen von uns (wir waren zwei Pflanzer, der Kontrolleur der Provinz, der Kapitän und der Leutnant der Schutztruppe) in entsprechender, nicht misszuverstehender Weise begrüsst. Ich war über diese kopflose,

egoistische Flucht, zumal die anderen Europäer, und vor allem unter Berücksichtigung der Gegenwart einer deutschen Frau und deren Kinder, von ihm nicht einmal persönlich benachrichtigt waren, dermassen empört, dass ich mich nicht enthalten konnte, meine Meinung über dies sein Benehmen in unverblümter Weise zu äussern, schnell den Repetierkarabiner ergriff, Revolver und Hiebmesser umschnallte und auf dem noch dampfenden Pferd des Flüchtlings auf demselben Weg, den er gekommen, wieder durch die Nacht zurückraste. Flüchtende javanische Kulis mit Weibern und Kindern, die alle durch die eilige Flucht dieses Europäers mit Recht erschreckt waren, begegneten mir, und endlich in der Nähe des Hügels, auf dem das ebenfalls befestigte Europäerhaus stand, angelangt, schwang ich mich vom schweisstriefenden Pferd, dasselbe am Zügel nachführend, die Büchse in der Hand und schlich dem vollständig dunklen Hause näher. Kein Licht, kein Ton, unheimliche Stille, doch im Hinterhaus fand ich zwei emsig packende chinesische Bediente, die schleunigst flüchten wollten, und die bei meinem plötzlichen bewaffneten Erscheinen von grösstem Entsetzen gepackt wurden. Nach Erkennen meiner Person lautes Freudengeheul und dann Jammer und Angstgewinsel, als ich ihnen offenbarte, dass sie bei mir ausharren müssten, denn das ganze übrige Nest war bereits ausgeflogen mit Kind und Kegel, und zwar, wie ich später hörte, unter Führung ortskundiger Malayen, mitten durch den Urwald, um ja nicht auf dem Verbindungsweg mit den Atjehern zusammenzustossen, nach der Hauptpflanzung geflüchtet. Aus Ärger teils hierüber und um die anderen chinesischen Kulis von der Flucht abzuhalten, und somit die Tabaksernte zu retten, blieb ich da, und nicht nur diese eine Nacht, sondern allein mit zwei Chinesen einige Monate, während ich den Stand meines Pferdes über Nacht in der ersten Zeit fortwährend

wechselte, um gegen alle Eventualitäten einigermassen geschützt zu sein, ohne aber auch nur einen Atjeher, noch weniger aber einen Soldaten der Schutztruppe, gesehen zu haben. Die Schüsse der Ersteren hörte ich nur einmal in der Ferne bei Nacht, in welcher sie, wie ich später hörte, den Petroleumquellen einer anderen Gesellschaft einen kurzen Besuch abgestattet hatten. Die chinesischen Kulis, die Tabaksarbeiter und einige der Bohrleute aber blieben, als sie sahen, dass ich auf vorgeschobenem Posten aushielt, in ihren Feldern und Scheunen und bei den Bohrlöchern bei der Arbeit. Ein einziges Mal, in der ganzen langen Zeit, bekam ich den Besuch des englischen Ingenieurs, der sich nach meinem und dem Befinden seiner Bohrlöcher, die Mangels Leitung eines Sachverständigen und der völlig fehlenden Kontrolle, mit der ich nichts zu thun haben wollte, und nur Interesse halber hie und da besichtigte, von Tag zu Tag mehr zufielen, erkundigen wollte. Während ich noch mit ihm auf der Veranda sass, von welcher man einen weiten Rundblick über die ganze, grösstenteils abgepflanzte Plantage hatte, sah ich unten auf der Pflanzstrasse einige Gajus, welche Spiondienste für uns versahen. Ich rief sie heran und hörte, dass sie nach Telaga Seyd, den Petroleumquellen der holländischen Ölgesellschaft, in der Nähe des Lepanflusses, und von dort weiter nach Pankalan Brandan, der Hauptraffinerie, wollten, um dort Näheres über den Stand der Atjeher zu erfahren, denn auf diesem Weg fallen die Horden regelmässig in die Provinz Beneden Langkat ein, zerstörend, sengend, plündernd, räubernd, mordend, was ihnen in den Weg kommt. Ich beschloss sofort, mich ihnen anzuschliessen, um mich an Ort und Stelle genau informieren zu können, da ich am meisten von der Gefahr bedroht war, und überredete Scott, den Engländer, mitzugehen. Meinen javanischen und chinesischen Aufsehern sagte ich Bescheid und dass ich abends zurück wäre, damit sie

Petroleumquelle im Urwald „Telaga Said“



nicht glaubten, ich sei, wie die anderen Europäer, ebenfalls nach der südlichen Richtung Boeloe Telang, unserer Hauptanpflanzung, ausgerückt, und dann ebenfalls flüchtig würden, schnallte Buschmesser und Revolver um und nahm meine Büchse, und folgten wir nun unsern Führern in den Urwald. Es gab hier keinen Weg, keinen menschlichen Pfad, nur Wildwechsel, und besonders die der Elefanten, die bei ihren periodischen Wanderungen von Flussthal zu Flussthal ziehen, dienten uns als solche. Stundenlang in gleichmässigem Tempo, ohne Aufenthalt, ging es weiter, und je mehr wir uns dem Endziel näherten, desto stiller wurde es, und nur hier und da wurde ein Ast gekappt, zu meiner Richtschnur für den Rückweg, den wir ja allein, ohne die Führer, antreten mussten, weil diese weiter nach Brandan, wo ebenfalls militärische Besatzung lag, marschieren sollten. Endlich lichtete sich der finstere Wald vor uns, und wir traten auf eine von Menschenhand geschaffene Blösse, auf deren Mitte ein auf mächtigen Pfählen errichteter Wartturm sich erhob. Wir erspähten jedoch kein Leben in der luftigen Behausung, besichtigten flüchtig eine „ewige Lampe“, in Gestalt einer 10 m aus dem Boden ragenden eisernen Gasröhre, der brennende Petrolgase entquollen, und richteten unsere Blicke erstaunt, ob solcher Stille und Verlassenheit, nach den Bohrmaschinen und Kesseln, welche gleichfalls still dastanden, während das rohe Erdöl ungehindert dem nahen Flüsschen zulief, und dieses in einen förmlichen Petroleumfluss verwandelte. Ein Funke nur, und die ganze Gegend wäre in ein Flammenmeer verwandelt, was auch später wirklich der Fall war. Schussfertig nahten wir uns den Kulihäusern und -Ställen, die gewissermassen sich nur an den Rand einer breiten Waldstrasse lehnten und äusserst ungesund gebaut waren, ohne dem Wind auch nur den geringsten Zutritt zu gestatten. Alles leer, verloddert und verlassen, auf einer

Feuerstelle unter dem Haus rauchte noch die Asche, ein Zeichen, dass hier eine urplötzliche Flucht stattgefunden hatte, selbst Essenreste, Töpfe und Kleidungsstücke lagen zerstreut umher, Pferde, Ochsen und Ziegen, alles war verschwunden und weggetrieben. — Sollten die Atjeher vor ganz Kurzem hier gewesen oder noch in der Nähe sein? — Selbst unsere Führer waren plötzlich ganz Nerv, und doch hatten sie gegen uns, als Europäer, fast gar nichts zu riskieren. Wir verliessen den Weg und pürschten uns, wie die Jäger, am Rande des Waldes weiter einer grossen Blösse zu, in Mitte derer, nach Angabe der Gajus, das Europäerhaus stehen solle; endlich sichteten wir dasselbe und näherten uns, stets durch Stämme und Dickicht gedeckt, demselben bis auf Schussnähe. Zunächst blieb alles still in dem Haus, plötzlich huschte ein Farbiger über die Veranda, ein Zweiter bis Sechster erschien, alle mit Kisten und Sachen beladen, Lanzen und Gewehr in der Hand, und waren eben im Begriff, das Haus zu verlassen. Die Büchse im Anschlag an den Baum gelegt, rief ich sie auf malayisch an: „Wer da?“ Im Nu flogen die Kisten vom Rücken auf die Erde, und alle waren wieder im Haus verschwunden. Die Spione waren jedoch im Zweifel, ob es Atjeher wären, wagten sich selbst aber nicht aus der Deckung heraus, und nach kurzem Überlegen trat ich hinter dem Baum vor und rief laut, wer da sei, ich sei ein Europäer, ein „Tuan German“, ein Deutscher. Gleich darauf öffnete sich die Thür, und vorsichtig trat einer der Leute heraus. Er sah, dass ich ein Europäer war, rief die anderen aus ihrem Versteck, und nun unterhielten wir uns zunächst rufend, wobei ich erfuhr, dass es Bediente der geflüchteten Herren wären, welche in Bedeckung einiger Malayen zurückgekehrt seien, und vor allem die Getränke ihrer Herren nach Brandan in Sicherheit bringen sollten. Die Sache war Vertrauen erwekend, und wir mar-

schierten auf das Haus zu, um Näheres zu hören und auch um unsern gewaltigen Durst an gutem Stoff zu löschen, so lange er noch da war, und insofern war unsere Ankunft gerade der rechte Moment, denn wenige Minuten später hätten wir das Nachsehen gehabt, und dann mit wehmütigen Gesichtern die Menge, aber geleerter Flaschen des Amerikaners Montgommery, der hier mit seinem erwachsenen Sohn sonst hauste, zählen können.

Diese hatten von Brandan aus abends vorher ebenfalls Nachricht vom Herannahen der Atjeher erhalten und waren, ohne sich sonst um das Geringste zu kümmern, sofort geflüchtet nach Brandan, und durch diese schnelle Flucht alles, was von Kulis um sie war, natürlich verleitet, ihnen im schnellsten Tempo nachzueilen, nur mit dem Unterschied, dass sie Alles im Stich gelassen, die Kulis jedoch das ihnen anvertraute Gut, so weit es transportabel war, wie Vieh etc., mitgeschleppt hatten, und nun mussten die Bediensteten unter steter Lebensgefahr auch noch andern Tags das Bier, den Brandy und Whisky retten. Eine Kiste liess ich wieder aufbrechen, entnahm derselben zwei Flaschen Bier, für Scott und mich, und bedankte mich bei den flüchtigen Besitzern für die grossmütige, ungewollte Gastfreundschaft auf einem Zettel, den ich der Kiste wieder beifügte. Soweit war alles schön, doch nun begann der wunde Punkt, denn ich wollte unbedingt noch abends auf meinem exponierten Posten unter den Kulis sein, da sie sonst sicher bei meinem Ausbleiben ausgerissen wären, und die Arbeit in „Darrat“ für immer verlassen hätten. Scott jedoch standen bei dem Gedanken, diesen ganzen langen, finsteren Pfad, den man ja leicht verlieren konnte, wenn man kein geübtes Auge für Merkmale hat und kein Jäger ist, mit mir allein zurücklegen zu sollen, die Haare zu Berge, und er wollte lieber mit dem Gros, den Spionen, Bedienten und Malayen, nach

Brandan, und von dort vermittels Gelegenheit über See nach Tandjong Poera und unserer Hauptestate zurückkehren, was immer einige Tage gedauert hätte, und versuchte, mich zu gleichem Thun zu überreden. Ich glaube, es war der schwerste Schritt in seinem Leben, wenigstens bis dahin, und in Shanghai mögen ihm weitere Ängste erspart bleiben; und wenn auch nach schwerer Überwindung, so entschloss er sich doch, mich zu begleiten. Einmal verirrten wir uns auch wirklich für 1/2 Stunde, aber dann gings sicher vorwärts, wenn auch auf beflügelten Sohlen, denn die Nacht durfte uns nicht überraschen und müde wurden wir auch. Ein Schuss, den ich mir aber in der Stimmung, in der ich mich befand, nicht verkneifen konnte, mit Erfolg auf einen Zwerghirsch, der vorüber flüchtete, abzugeben, machte sein Blut erstarren, und ich musste, die leichte Beute auf der Schulter, auf dem ganzen Marsch seine Vorwürfe erdulden ob dieses leichtsinnigen Schusses, der die Atjeher auf uns lenken konnte, und in allen Winkeln tauchten die gefürchteten Gestalten vor seinem geistigen Auge auf. Wir kamen wohlbehalten, wenn auch spät, zu Hause an, aber für die Nacht wollte Scott mein Gast nicht bleiben. „hier kann mein Fuss nicht länger weilen", und fort war er, in der Dunkelheit verschwunden, auf dem Weg nach Buloe Telang, wo wenigstens Besatzung lag. — Ich blieb noch etwa einen Monat länger allein in Darrat, bis die Ernte eingeheimst war, und der gesammte Umzug zur Hauptestate, mit Mann und Maus, stattfinden konnte. Seitdem blieb Darrat verwaist und verlassen, weit über ein Jahr hin, bis die Petroleumquellen wieder in Angriff genommen und das Öl in meilenlangen Rohrleitungen nach der Küste, zur jetzigen Raffenerie, geführt wurde. — Diese militärische Besatzung erhielten wir nun jedes Jahr, hatten dadurch viel Unruhe und Unkosten, und als eines Tags

durch berittenen Boten die Nachricht vom Kapitän gesandt wurde, wir hätten die Atjeher stündlich zu erwarten, geriet der kommandierte Leutnant dermassen in Aufregung, dass er am nämlichen Abend noch Alarm schlug, als ein ebenfalls von der Unruhe angesteckter Sergeant ihn von seinem Beobachtungsposten auf der Hinterveranda auf ein sich gleichmässig wiederholendes Geräusch aufmerksam machte, das mit dem fernher schallenden Schlag einer Axt Ähnlichkeit hatte, und er glaubte, dass die Atjeher einen Verhau am Wege anlegten, obwohl wir keinen Stamm fallen hörten. Der Herr des Hauses, ein Schweizer Namens Kollmus, und ich wollten, an Ähnliches schon gewöhnt, der Sache auf den Grund und aus dem Haus gehen, als uns betreffender Herr bat, ja nicht die Thür zu öffnen, denn es könnten sich dort Atjeher mit erhobenem Klevang angeschlichen haben, uns zusammenschlagen und das Haus überrumpeln, was nämlich einem Freund von Herrn Kollmus gerade einige Jahre vorher passiert war, glücklicherweise ohne jenem das Leben zu kosten, da er in den Graben unter die Brücke stürzte und dort unbeobachtet von den Atjehern für tot liegen blieb, bis dieselben von Polizeitruppen verjagt werden konnten. Wir gingen doch, wenn auch unter den nötigen Vorsichtsmassregeln, und fanden, dass dies Geräusch durch nichts weiter verursacht wurde als durch gleichmässig vom Dach des Hintergebäudes auf eine Tonne herabfallende dumpftönende Regentropfen, denn kurz vorher hatte es geregnet. Auf diese und ähnliche Weise bringen die Atjeher fast alljährlich etwas Aufmunterung und Abwechselung in das gleichförmige Leben der Pflanzer, die an diesen gefährdeten Bezirk anstossen, und es wirkt fast wohlthuend auf die mit der Zeit abgestumpften Nerven, vor allem der Phlegmatiker, denen hierbei ein heilsamer Schreck, gleich der Elektricität, durch die Glieder fährt und sie aus ihrer Lethargie, der zu leicht

drüben Viele verfallen, aufrüttelt. Derjenige, der gegen dieses gefährliche Abstumpfen der Nerven und der Energie sonst ankämpfen will, thut gut daran, sich mit irgend einem Sport zu befassen, noch besser aber und viel nervenbelebender und stählender wirkt, was dort den meisten Pflanzern so nahe gelegt wird, die Ausübung der ewig abwechselnden, Licht und Schatten, Gefahr und Freude spendenden Jagd in den Tropen.

Jagd in den Urwäldern Sumatras.

Vier Jahre in der Provinz Unter-Langkat als Assistent vorstehend beschriebener Tabakplantage Boeloe Telang thätig, widmete ich meine freie Zeit ausschliesslich der Jagd. Durch sie lernte ich den Urwald in seiner ganzen geheimnisvollen Pracht und Erhabenheit, aber auch in seiner düsteren Undurchdringlichkeit, all' seinen Schrecken und ebenso die Beschwerden eines Eindringens in denselben kennen.

Wohl viele Europäer, welche, ehe sie als Pflanzer nach Sumatra gingen, in den heimischen Wäldern zum Vergnügen und zur Erholung die Jagd betrieben, lassen dort ihre Büchse rosten, da sie, durch einige resultatlose und mühevolle Versuche abgeschreckt, sich darauf beschränken, nur jenes Wild zu erlegen, das bis in die Nähe ihrer Wohnungen wechselt. Doch die Geduld selbst des leidenschaftlichsten Jägers wird nur zu oft auf eine harte Probe gestellt, und es bedarf der grössten Ausdauer sowie Willenskraft, um das edle Weidwerk nicht völlig aufzugeben. Wird dagegen seine Mühe, zumal auf gefährlicher Jagd, mit Erfolg gekrönt, so stachelt dies die Leidenschaft nur noch mehr an, und er gedenkt nicht ferner des ihm widerfahrenen Ärgers und der Plagen, denen er ausgesetzt gewesen ist.

In Nachstehendem will ich es versuchen, dem deutschen Leser und Jäger ein Bild vom Urwald zu geben,



Ein Teil meiner „Sumatra-Jagdtrophäen“

dabei aber gleich bemerken, dass selbst die lebhafteste Beschreibung noch weit hinter der Wirklichkeit zurückstehen wird.

Der Urwald, der sich vom kultivierten Küstenlande bis an die hohen Berge erstreckt, ähnelt einer grünen, lebenden, jedoch undurchdringlichen Mauer. Mächtige Urwaldriesen von 80 und mehr Meter Höhe, die schon Jahrhunderte den Stürmen getrotzt, ragen vereinzelt daraus hervor, andere wiederum stürzen unter dem Wüten von Stürmen zusammen, nebenstehende mit sich reissend, und geben dadurch Hunderten von jungen Pflanzen Licht und Nahrung. Ein dichtes Gewirr von Lianen und Schmarotzerpflanzen findet in dem ewig feuchten Boden üppige Nahrung, es verwehrt der Sonne, in das undurchdringliche Dunkel ihre Strahlen zu senden. Von den hohen Baumkronen hängen Luftwurzeln hernieder, die, sobald sie den Boden erreichen, von neuem Wurzel schlagen, zu kräftigen Stämmen werden und vereint mit den Lianen ihren Mutterstamm schützend umgeben. Dieses Netz bleibt auch nach dem Absterben und Verfaulen des alten Stammes bestehen und bildet so eine durchbrochene Säule von Schlingpflanzen und Orchideen mannigfachster Art. Erstere sind ebenso wie der Rottan (Spanisch Rohr) zum grössten Teil mit Stacheln bewehrt, doch kommt letzterer hauptsächlich in den Sümpfen vor, in denen auch glatter und gedornter Bambus in dichten Hecken wuchert, vereint mit der Klubipflanze, die sich wälderartig in Form von Palmwedeln aus dem Sumpfe erhebt und über und über mit Dornen besäet ist. Der Jäger, der sich in einen solchen mit dem Rottan tjintjin (Ringrottan) bewachsenen Sumpf verirrt und sein Messer verliert, ist ohne Hilfe anderer rettungslos verloren.

Oft gerät er auch mit einem strauchartigen Gewächs in Berührung, das im verstärkten Maasse die Eigenschaft unserer Brennnessel besitzt, nur hat es leider

nicht deren Blätter, um den Europäer vor der Berührung zu warnen. Aus all' diesem geht hervor, dass der Jäger selten ein grösseres als 30 Schritte weites Schussfeld um sich hat, meistens jedoch ein geringeres; ja, nicht selten gelangt er an Stellen, wo er, seine Hände von sich streckend, dieselben nicht mehr sieht. Und dennoch ist die Birsche die einzig lohnende Jagdart, denn der Anstand ist der Mücken und Blutegel wegen erstens zu unangenehm und zweitens kann man von einem eigentlichen Wechsel des Wildes kaum reden, da es in seiner Ruhe bei Tag doch zu oft durch Raubtiere aufgestöbert wird, überall seine Äsung findet und daher im Walde sehr unregelmässig auf die ausgetretenen Pfade tritt. Aber auch ein Birschgang ist nicht viel angenehmer, doch belästigen die Moskitos beim Gehen und überhaupt tagsüber (sie sind am lästigsten bei Sonnenuntergang) bei weitem nicht so schlimm; auch die Blutegel, die an feuchten Stellen den Boden des Waldes buchstäblich fast bedecken und sich an dem Menschen gierig emporwinden, fehlen ihr wandelndes Ziel leichter. Dennoch muss der Jäger einiges Blut lassen und findet bei der Rückkehr entweder unter den Strümpfen oder am Rücken einige dieser widerlichen Sauger vor, an denen er dann durch deren Verbrennen mit Schwefelhölzern Rache nimmt. Sich völlig gegen diese Schmarotzer zu schützen, ist unmöglich, denn sie klettern äusserst geschickt, an der Kleidung sich ansaugend, aufwärts und finden auch immer eine Stelle, wo sie unter jene gelangen können. Die Bisse sind, abgesehen von dem ewigen Blutverlust, nicht gefährlich, nur ist es ratsam, sich an den Füssen zu schützen, weil durch das Reiben der Schuhe an den Wunden oft böse Geschwüre entstehen. Da die dünnen, geschmeidigen Tiere sich durch die Maschen der Strümpfe hindurchdrücken, trug ich solche von Leinen und steckte auf Gamaschenart die Hosen in dieselben, die einzige Möglichkeit, die Blut-



Tualang oder Königsbaum auf Boeloe Telang

egel (patjet) von den Füssen fernzuhalten. Die ohne jede Beschuhung laufenden Malayen reiben sich Füsse und Waden mit grünen Tabakblättern ein, jedoch verfehlt dies Mittel seinen Zweck, sobald der Fuss nass wird, was ja auf der Jagd bei der Aufnahme und dem Folgen der Fährten durch Flüsse und Sümpfe fortwährend geschieht.

In jedem Thal bietet sich mehr oder weniger ein Sumpf, und gerade diese Gegenden, in denen Thäler und Höhen oft wechseln, sind die beliebtesten Standorte des Wildes. Wasser ist in den Urwäldern Sumatras stets vorhanden, denn eine Unmenge von kleinen Adern quillt aus all' den Schluchten und Sümpfen hervor, kleine Bäche bildend, die sich schliesslich mit den riesigen Strömen aus den Bergen vereinen. In der eigentlichen Regenzeit schwellen diese schnell und hoch an, überfluten oftmals ihre Ufer, welche immer höher als das hinterliegende Land sind, drängen die kleinen Nebenflüsse in die Sümpfe zurück und bilden dann inmitten des Urwaldes unheimliche, schwarze Ströme oder Seen.

Alle Wild- und Raubtierarten flüchten geängstigt auf die Hügel, die wie Inseln aus dem Wasser emporragen; viele, welche an den Uferrändern Schutz suchten, werden von den Hügeln durch breite Wasserstrecken abgeschnitten, bei dem Höhersteigen der Fluten mit fortgerissen und fallen den Krokodilen zur Beute.

Das ist die Jagdzeit für den unerschrockenen Jäger, jetzt ist das Wild auf kleinere Gebiete beschränkt, denn auf dem tiefliegenden Lande ist alles tot und stumm, und nur das Lärmen der Affen tönt aus den Wipfeln der im Wasser stehenden Fruchtbäume, begleitet von dem krächzenden Geschrei und Lachen der Nashornvögel, das hier und da das weithin schallende ochsenartige Gebrüll des Mawas (Orang Utan) unterbricht.

Während meines Dortseins war an der NO.-Küste die grösste Überschwemmung seit Menschengedenken, stand doch selbst die kleine Hafenstadt Tandjong Poera (oder Klambir) unter Wasser, und der Verkehr konnte nur auf Kähnen stattfinden. Gerade in jenen Tagen hatte ich den grössten Erfolg, ja mehr, als wenn ich zur Zeit der Trockenheit Monate hindurch meine freie Zeit der Jagd gewidmet hätte. Auf einem kleinen, schwanken Kahn (Sampan), von zwei muskulösen Malayen gerudert, fuhr ich den tosenden Strom stundenlang hinauf, wobei sie oft beim Aufsitzen auf einem unter Wasser schwimmenden Baum oder bei gar zu viel Wellenüberschlag in die Fluten springen mussten, während ich mit einer Kokosschale das Wasser aus dem Kahn schöpfte, dann in einen kleinen Nebenfluss einlenkte, ohne die Ruder ordentlich brauchen zu müssen, da uns der gegen das Land drängende Strom von selbst führte. An einem Hügel oder hochliegenden Terrain sprang ich aus dem Kahn, schlug mich mit dem Jagdmesser bis zur ungefähren Mitte der „Insel" durch, oder birschte an einem Pfad dahin, unterdessen die beiden Malayen, erstere im Kreise umrudernd und lärmend, mir das Wild vor die Büchse trieben. Schwer mit Beute beladen, die ich an Querhölzern befestigt zu beiden Seiten des Kahnes im Wasser hängen liess, kehrte ich oft in jenen Tagen nach Hause zurück.

Doch auch zur Zeit der Trockenheit, wenn der Jäger keinen Kahn zu brauchen glaubt, kann es ihm leicht passieren, dass ihm der Rückweg abgeschnitten wird, falls er in der Frühe einige kleine Bäche durchwatet hat, die bei seiner nach einigen Stunden erfolgten Rückkehr zu 8 bis 10 Fuss tiefen, unübersehbar breiten Strömen angeschwollen sind, — und all' dies bei schönstem Wetter, währenddem in der Ferne in den Gebirgen der Donner gerollt hatte. Ein Wolkenbruch in den Bergen ist gleich einer Überschwemmung in der



Bambudickicht und Rottanpalmen

Ebene; innerhalb weniger Stunden wird aus dem träge dahinschleichenden Fluss ein brausend schäumender Strom, der die mächtigsten, sich an das Ufer anklammernden Riesenstämme an ihren Wurzeln abspült, mit sich fortreisst und das Land überflutet, den Jäger tückisch umringend.

Nun ist der Kompass wertlos geworden, wenn der Jäger oder sein malayischer Begleiter nicht eine Hügelkette kennen, die sich bis nach ihrer Wohnuug hinzieht. Das Verlaufen des Wassers kann nicht abgewartet werden, da in den Bergen das Wetter leicht mehrere Tage fortdauert; die einzige Rettung ist also: tüchtig arbeiten und ein Floss bauen. Mit dem starken, 2 Fuss langen Messer, dem Parang, das der Jäger nie vergessen darf, bei sich zu führen, werden schnell 9 bis 10 schenkeldicke Balken von ca. 15 Fuss Länge aus weichen Holzstämmen geschlagen, mittelst Rottan durch Querhölzer verbunden und in das Strombett geschleppt. Auf dem gebrechlichen Fahrzeug lässt sich der mit den Gefahren spielende, zum Äussersten gebrachte Jäger, völlig im Nassen sitzend und vor anderen Unannehmlichkeiten nicht gesichert, vom tückischen Wasser nach der Nähe seiner Behausung treiben. Ein zweifelhaftes Vergnügen, das ich einstens durchzukosten hatte!

Nach meiner Ankunft in Sumatra war ich zunächst einige Zeit bei einer bekannten Familie zu Besuch und übte die Jagd in den ersten Tagen nur den gebahnten Wegen entlang aus, erlegte einige Nashornvögel, auf dem Nachtanstand einen Keiler, der dicht bei dem Hause des öfteren den dort gepflanzten Kartoffeln (ubi Kayu) seinen Besuch abstattete, weiter einige Tauben, Kantjils und Flugeichhörner. In kurzem hatte ich ein unangenehmes Gefühl überwunden, das jeder Europäer in ein solches Land mitbringt, nämlich die Furcht vor Schlangen, die ja in Mengen durch giftige und nicht giftige Arten vertreten sind und vor denen man sich

nur durch Vorsicht uud Ruhe schützen kann. Das wirksamste Mittel zur Verteidigung und zu deren Vernichtung ist der Stock, den der Pflanzer auf seinen Gängen nie aus der Hand lässt. In kurzem nur will ich den Leser mit den sonderbarsten Tiergestalten Sumatras vertraut machen und dann zu meinen Jagden übergehen.

Plauderei über Nashornvögel Sumatras.

Als sonderbare Tiergestalten muss ich erwähnen: die fliegenden Hunde (Kalong), die oft zu 50 und mehr, einer dem andern folgend, am Nachthimmel lautlos erscheinen und den Fruchtbäumen zuflattern, um dort angelangt sich einem desto lebhafteren Gedankenaustausch und Frass hinzugeben. Das fliegende Eichhorn (Taguan), von Hauskatzengrösse, das nachts seine Baumhöhle verlässt, um, von Baum zu Baum schwebend, unhörbar und schattengleich den Fruchtbaum zu erreichen, seinen Hunger zu stillen, und noch in der Nacht auf demselben Weg zurückkehrt. Aus einem hohlen Stamm, neben meinem Haus, schoss ich eines Morgens ein Flugeichhornpaar, ein mächtiges graues und ein schwarzes mit rostrotem Bauch, das durch Stockhiebe gegen den Stamm veranlasst wurde, seine gemeinsame Wohnung zu verlassen. Der Flattermaki (Kaguan), ebenfalls von Katzengrösse, der, wie der Taguan, auch mit einer behaarten Flughaut ausgestattet ist, in seiner nächtlichen Lebensweise diesem entspricht, jedoch viel heimlicher und seltener ist.

Die Flugeidechse, ein zierliches Geschöpf von knapp Handspannlänge, die es infolge wunderbar geformter Rippen, die mit einer dehnbaren Flughaut verbunden sind, ermöglicht, von Baum zu Baum bis 10 m und mehr Entfernung zu streichen, um so dem Insektenfang nachzuspringen, bezw. zu fliegen. Das Schuppentier, ein

einsamer stiller Höhlenbewohner, der Plumplori, der Quastenstachler, der Gottesanbeter, das wandelnde Blatt und viele Andere, alles Gestalten, die den Naturfreund und Jäger veranlassen, immer bewundernder, staunender und aufmerksamer die schier unendliche Schöpfung zu beobachten. Wie viel Unentdecktes muss dort noch sein heimliches Leben fristen.

Diesen stummen, heimlichen und wunderbaren Nachtgebilden der Natur schliessen sich die die Urwaldungen belebenden und ebenfalls wunderbaren Gestalten der mächtigen Nashornvögel an, mit denen ich im Nachstehenden die deutsche Leser- und Jägerwelt etwas bekannt machen will.

Man kann sich den sumatraischen Urwald nicht ohne diese Vögel denken, denn sie sind das belebende Element desselben, ausser den Affen, den einzigen Geschöpfen, die sich anmassen können, einigermassen mit diesen im Wettkampf um Geschrei und Radau wetteifern zu können.

Wohl kein Tag vergeht, ohne dass der Jäger (Touristen und Bummler wagen sich nicht in den Urwald hinein), durch den Urwald schreitend, das nicht weniger als melodiöse Geschrei oder den über „Kilometerweite" hörbaren Flug der Nashornvögel vernimmt. Meist paarweise, oder in grösseren Flügen oder Familien, hört und sieht man diese wunderbaren Vögel mit den sonderbaren, mächtigen Schnäbeln, die ans Gigantische grenzen, rauschenden Flugs vorübersausen, einige Arten in einer Höhe weit über den Kugelschuss hinaus, andere, die die Höhe der Baumwipfel nicht übersteigen.

Mir sind sieben verschiedene dieser Art bekannt, die in Sumatra leben, und von diesen gelang es mir, sechs in mehr oder weniger Exemplaren zu erlegen; nur der Jahrvogel blieb für meine Kugel, dank seiner Vorsicht oder ausserordentlichen Höhe beim Flug, unerreichbar, trotzdem ich ihn oft gesehen.

Der grösste, zugleich charakteristischste und häufigste unter ihnen ist der gemeine Nashornvogel (malayisch burung angang), und desto mehr nimmt mich's Wunder, gerade diesen in zoologischen Gärten oder Museen so selten oder nie gefunden zu haben. Es ist der einzige unter der ganzen Gattung, von dem man von einem wirklichen sogenannten Horn reden kann, und dies ist zugleich auch dem Verhältnis der Grösse des Vogels entsprechend, das bei weitem stärkste unter allen. Diese mächtigen Vögel sind nun das gerade Gegenteil von jenen stummen Nachtgestalten, die ich oben erwähnte, und man glaubt es kaum, wie es möglich ist, dass ein Vogel selbst dieser Grösse diese mächtige, weithinschallende Stimme hervorbringen kann. Und wie verschieden wiederum sind die Stimmen der einzelnen Arten untereinander. Da klingt die Stimme des „Burung angang“ ngang ngang warock rock, und weithin hörbaren Flugs kommt der mächtige Vogel dahergezogen, um sich auf dem nächsten hohen Tualang- oder Königsbaum einzuschwingen, kurz Umschau haltend, und dann durch verstärktes Gekrächz sein Weibchen zur weiteren Folge heranzulocken. Kaum hat dasselbe unter verdoppeltem Gegengeschrei folgend aufgebaumt, und einige Schnabelhiebe gegen die Äste des Stammes gethan, als auch der Erstangekommene den Flug fortsezt, und sich das Spiel so lange wiederholt, bis das Pärchen endlich auf einem Fruchtbaum angelangt seine Ruhe und Kröpfung findet.

Gerade diese Art der Nashornvögel scheint eine Liebhaberei für kultivierte Gegenden bezw. offenes, von Wald umsäumtes Kulturland zu hegen. Und jeder dieser vorgenannten, hohen, säulenartigen Königs- oder Bienenbäume, welche gerade der Bienen wegen, die gern ihre Waben an die Äste desselben hängen, von Feuer und Axt verschont bleiben, und nach dem Gesetz möglichst verschont bleiben müssen, ebenso wie alle Fruchtbäume,

werden vom Burung angang als beliebtester Ruhepunkt gewählt. In einem solchen völlig freistehenden Königsbaum, nur etwa 200 m von einem malayischen Kampong (Dorf) entfernt, entdeckte ich das Höhlennest dieses Vogels und sah gerade das Männchen beschäftigt, sein eingemauertes, brütendes Weibchen mit Atzung zu versehen und es in hingebender Treue zu pflegen. Vom Weibchen konnte ich mit Mühe nur die äusserste Schnabelspitze erkennen. Mit dem Feldstecher beobachtete ich dieses Paar oft, und scheute sich das Männnchen nach einigen Tagen gar nicht mehr vor mir, auch wenn ich mich auf etwa 50 m vom Baum ruhig beobachtend hinsetzte. Die Kröpfung bestand durchweg aus roten haselnussgrossen Früchten, von denen eine Menge im Kropf Platz fand und dem Weibchen zugetragen wurde. Oft dauerte es Stunden, bis das Männchen wiederkam, und mag das brütende, eingemauerte Weibchen sich wohl oft wie eine eingemauerte Nonne den traurigsten Betrachtungen über Hunger und Sterben hingegeben haben. Es wird wohl nicht allen Lesern bekannt sein, dass sich eben diese Vogelgattung im Gegensatz zu allen anderen im Nestbau wesentlich unterscheidet. Gemeinsam hacken Männchen und Weibchen an einem geeigneten Stamm, der vielleicht eine bereits natürliche Höhlung enthält, das angefaulte Holz heraus, bis das Loch genügend gross ist, das gewaltige Weibchen aufzunehmen, und soweit wäre alles zum Brutgeschäft fertig. Nach den nötigen Vorbereitungen schwingt sich das Weibchen in seine Baumhöhle und verharrt in derselben, bis die Mutterpflichten erfüllt sind, und während dieser ganzen Zeit wird ihm vom Männchen unermüdlich die Nahrung zugetragen. Das Wunderbare dabei ist, dass das Männchen sofort nach Besitzergreifung des Nestes den Eingang zu demselben, und somit auch das Weibchen, mit Lehm und Erde etc. absolut dicht vermauert und

nur für die Schnabelspitze des Weibchens einen ganz schmalen Ritz offen lässt, der demselben nicht einmal gestattet, den ganzen Kopf zum Fenster herauszustrecken, sondern nur die äussere Spitze des Schnabels, um wenigstens die ihm vom Männchen herzugetragene Atzung aufnehmen zu können.

Und nun denke man sich unter dem Nashornvogel angang nicht etwa einen solchen von der Grösse eines Spechtes, sondern ein fast adlerartiges Gebilde von der Grösse eines Truthahns. Diese Spezies ist, wie ich bereits bemerkte, die wenigstens in Kulturgegenden am häufigsten auftretende, und man kann von einer eigentlichen Jagd auf denselben kaum reden, denn der Pflanzer und Jäger erlegt ihn meistens in der Nähe seiner Wohnung oder Pflanzung, ja oft genug mit der Kugel von der Veranda aus. Wer ein Paar längere Zeit beobachtet hat und etwas Ausdauer besitzt, braucht sich nur an einen Baum, der gewöhnlich als kurzer Ruhepunkt benutzt wurde, zur rechten Zeit gedeckt aufzustellen, und fast mit Glockenschlag baumt der mächtige Vogel auf und fällt der Kugel zum Opfer. Oft gelingt es auch, das 2. Stück, das bald nachfliegt, wenn es den Fall seines Genossen nicht gesehen, ebenso zu erlegen, und — mit fast absoluter Sicherheit ist dies anzunehmen, wenn der erste Nashornvogel z. B. nur geflügelt wurde und unter mächtigem, fast furchterregendem Gebrüll zu Boden stürzt und sich dem Jäger in Achtung gebietender Stellung unter Bedrohung seines mächtigen spitzen Schnabels stellt. Noch ist der Jäger beschäftigt, den Versuch zu machen, sich diesem sich wütend brüllend verteidigenden Vogel zu nähern, um ihn unschädlich zu machen, da saust auch schon der oder die Genossin durch die Baumwipfel, um sich nach dem Gefallenen umzusehen, und riskiert oft einen fast direkten Angriff auf den Jäger, der dann, wenn er ob der plötzlichen Überrumpelung nicht gar zu verblüfft oder oft auch

erschreckt ist, leichtes Spiel hat, den zweiten Vogel und auf solche Entfernung sogar mit Schrot zu erlegen. Mir ist es überhaupt nur in solchen Fällen, wie der eben geschilderte, oder aber auch, wenn ich die Blättertrommel anwandte, gelungen, Nashornvögel dieser Grösse mit Schrot zu erlegen, sonst war ich stets, sei es beim Flug oder beim Aufbaumen, genötigt, die Kugel sprechen zu lassen, da die Entfernung zu gross bezw. zu hoch war. Was man unter der sogenannten Blättertrommel zu verstehen hat, habe ich s. Z. bereits beschrieben und will nur noch wiederholen, dass durch Aufeinanderlegen von kräftigen grossen Blättern und durch Trommeln auf dieselben mit einer schwanken Gerte ein unregelmässiges Geräusch verursacht wird, das eben sonst in dieser Art im Urwald, wo sonst so viele Töne laut werden, nicht existiert, — und eben dies, also die Gier nach etwas Neuem, die Neugier, soll die Tiere des Waldes veranlassen, heranzukommen in den Bereich des Geschosses, und diesem Ruf folgen thatsächlich viele Tiere, wie ich oft selbst erprobt habe, und unter ihnen allen sind fast stets die ersten — die Nashornvögel. — Die zweite Art derselben, die mir am häufigsten aufgestossen ist, ist der burung Tekuck, und dieser Name ist seinem Ruf entsprechend so bezeichnend für den ebenfalls mächtigen Vogel, dass ich ihn im Folgenden nur Tekuck nennen will. Dieser Vogel unterscheidet sich vom ersten zunächst durch seinen Schnabel, der nicht krumm, sondern gerade und spitz und mit einem kolbenartig nach oben abgerundeten Höckeraufsatz, rot gegen den sonst hellgelben Schnabel, versehen ist. Ausserdem unterscheidet er sich von jenem durch eine völlig nackte, scharlachrote, weitfaltige Kehlhaut, die ihn, ebenso wie sein Stoss, aus dem zwei Mittelfedern in der Art des Argushahns weit hervorragen, genügend von allen anderen Nashornvögeln kennzeichnet. Seinen malayschen Namen verdankt er ebenso wie der Erstgenannte seiner Stimme, die mit

den Silben Tekuck mehrmals wiederholt Kuck-Kuck-Kuck, immer schneller und noch schneller fortsetzt und mit einem plötzlichen, fast hämisch klingenden Hähähähähä endigt. — Den ersten dieser Art sprach ich im Morgendämmern im hügeligen Urwald, als er auf hohem Baum aufhakte, als Argus an und erlegte ihn mit der Kugel, ihm zugleich, wie nachstehend geschildert, meinen ersten Orang Utan nebst Jungen verdankend.

Die von sämmtlichen Nashornvögeln bevorzugtesten Gegenden sind die dem Tiefland und den hohen Gebirgen zwischengelagerten Hügel- und Bergwaldungen (ich rede in all' meinen Artikeln über Tierwelt Sumatras ausschliesslich über die Nord-Ost-Küste, da mir diese durch eigene Beobachtung genau bekannt ist), und an geeigneten Orten trifft der Jäger tief innen im finsteren Urwald oft bis zu 50 und mehr dieser gigantischen Vögel auf einem einzigen mächtigen Fruchtbaum versammelt, die hier eifrig und unter ohrbetäubendem Geschrei ihrer Nahrung nachgehen. Bei dieser Höhe der Urwaldriesen, von denen sich der deutsche Jäger kaum einen Begriff machen kann, ist nur der Kugelschuss möglich, aber auch erschwert durch das oft zu dichte Blätterdach und das Hin- und Her- und Durcheinanderstreichen dieser mächtigen Vogelgestalten. Jedoch bei dem brüllenden, krächzenden Geschrei verhallt der Büchsenschuss oft ungehört, und es ist mir oft genug gelungen, drei und vier verschiedene Arten von ein und demselben Baum herunterzuholen, selbst wenn ich noch eine Anzahl Fehlschüsse zu verzeichnen hatte.

Der Grösse nach schliessen sich den oben bereits Genannten zunächst an der Doppelnashornvogel mit zweiteilig gebuchtetem Schnabelaufsatz und der Jahrvogel, dessen Horn sich aus verschiedenen, mit den Jahren sich vermehrenden (daher der Name) wulstartigen Ringen zusammensetzt. Diesem letzteren Vogel habe ich mich



Mein Haus in „Darat“ auf Boeloe-Telang

leider nie auf Büchsenschussweite (100 bis 120 m) nähern können; er ist meiner Beobachtung nach der scheueste unter allen Nashornvögeln, der selbst in den fernsten, von der Kultur unberührten Urwaldungen, wohin der Mensch selten kommt, beim Anblick desselben aber auch sofort abstreicht und in beschleunigtem Flügelschlag das Weite sucht. Den Doppelhornvogel konnte ich innerhalb 4 Jahren nur zweimal als solchen mit Sicherheit ansprechen, und zwar das erste Mal von der Veranda meines Hauses aus, das auf hohem Hügel einsam stand, inmitten von gerodetem Urwald und Tabaksfeldern, die wiederum rings von Urwald in des Wortes verwegenster Bedeutung eingeschlossen waren. In diesem Hause hatte ich bereits früher 2 Jahre meines Tropenlebens verlebt, mir eine schwere Malaria zugezogen, war dann auf die später zu öffnende Hauptplantage übergesiedelt und kam durch Zufall wieder in mein früheres Heim für die Dauer eines Vierteljahres. Die Atjeher hatten mal wieder einen ihrer Raub- und Schreckenszüge unternommen und näherten sich unserer Pflanzung. Die holländische Regierung sandte zu unserem Schutz 40 Soldaten nebst einem Offizier, die sichs in einer schnell von unsern Kulis und ihnen erbauten Verschanzung auf der Hauptplantage bequem machten und ihre Recognoscierungsgänge nach Möglichkeit auf die Wege der Hauptplantage beschränkten, was ich ja bereits schilderte.

Die erste Nacht verlief naturgemäss bei dieser Aufregung schlaflos und kaum erschien der neue Tag, da brauste es über das Blätterdach des Hauses und es hackte auf etwa 80 m vor der Veranda ein prächtiger Doppel-Nashornvogel auf, den ich mir nicht verkneifen konnte, mit der Kugel herunterzuholen; es war ja der erste, den ich lang ersehnte, den ich zum erstenmal zu Gesicht bekam. Kaum hatte ich die stattliche Beute in Sicherheit gebracht, da erblickte ich auch schon den

zweiten Doppelhornvogel auf einem ferner stehenden Tualangbaum. Jedoch ehe ich mich auf Kugelschuss nähern konnte, strich er ab und blieb für die Dauer von 2 Tagen verschwunden. Am 3. Tag endlich, als ich im fröhlichen Galopp auf meinem Battakponnie von den Feldern nach Hause zurücksprengte, erblickte ich das Weibchen wiederum auf einem Tualang, der nur etwa 50 m vom Wege abseits einsam stand. Ich parierte das Ponnie, konnte im Schritt vorbeireiten und den mächtigen Vogel in Musse betrachten. Er hielt mich ruhig aus, und darauf basierte ich meinen Plan. Mein Haus lag nicht weit, weshalb ich demselben in beschleunigtem Tempo zustrebte, meine Büchsflinte ergriff und schnell wieder auf demselben Weg zurückritt. Noch sass der Ersehnte auf dem betreffenden Baume, von Ast zu Ast springend und die Äste mit seinem derben Schnabel bearbeitend. Im Schritt näherte ich mich demselben, stets den Fahrweg einhaltend, glitt sacht vom Pferd, dasselbe am Zügel führend, und kam so auf ziemlich weiten Büchsenschuss heran. Ein Näher war nicht geraten, immer langsamer führte ich das Pferd, blieb stehen, legte die Büchsflinte auf den Sattel, zielte, und im Feuer lag Nashornvogel und der Schütze, der noch einige Schritte geschleift den Zügel los und das scheu gewordene Ponnie durchgehen liess. Das alles kam so plötzlich, dass ich nicht einmal beobachten konnte, wohin der Vogel gefallen, und ob er vielleicht nur schwer verletzt doch noch nach dem ersten Fall einige Flügelschläge gethan haben mochte. Ich suchte das ganze im Jahre vorher übersichtliche, mit Tabak bebaute und nun mit hohem Lalang und Gestrüpp wieder bewachsene Gelände rings um den Stamm ab, konnte aber nichts finden, bis endlich zwei Chinesen, mit dem durchgegangenen Pferde zurückkehrend, mir suchen halfen, und deren Hin- und Herstreifen es endlich gelang, die seltene Beute, in einem verwachsenen Graben

liegend, an dem ich verschiedene Male erfolglos vorübergegangen, verendet aufzufinden. — So war denn das Pärchen vereinigt, wurde sorgsam abgebalgt, mit Asche, Allaun und Naphtalin bearbeitet und dann in Staniolblätter aus grossen Theekisten sorgfältig eingewickelt. So lagen denn diese seltenen Trophäen mit Argus, Strausswachtel und anderen stumm vereint und vorläufig präpariert, bis ich sie eines Tages auspackte und ausser zerfressenen Federn nur noch Häute und Schnäbel vorfand, da das Übrige von Termiten, Ameisen und Kakerlaken als willkommenes Fressen befunden worden war, und so ging es mir mit vielen Haar- und Federbälgen.

Ausser diesem Pärchen Doppelnashornvögel habe ich in der Freiheit nie wieder einen solchen zu Gesicht bekommen, erst nach Jahr und Tag einen armen Gefangenen, der, an einen Strick gebunden, an der Küste zum Verkauf angeboten wurde.

Neben den im Vorstehenden genannten mächtigen Vertretern ihrer Sippe beherbergt Sumatra nur noch zwei mir bekannte kleinere Arten Nashornvögel, welche nur etwa $^1/_3$ der Grösse jener erreichen. Von diesen traf ich die eine Art, welche sich durch völlig weissen Schnabel kennzeichnet, nur paarweise oder einzeln an. Beide sind sehr scheu, und gelang es mir, obwohl sie gerade nicht rar zu nennen sind, doch selten einen dieser Art zur Strecke zu bringen. Meist war es Zufall, der ja in den tropischen Urwaldungen gang und gebe ist, und der Jäger, der denselben durchpirscht, kann sich darauf gefasst machen, gerade das Gegenteil von dem zu finden, wofür er seine Büchse oder Flinte geladen hat, und aus diesem Grunde führte ich stets Büchsflinte mit schwerer Ladung für alle Fälle. Es ist mir dies oft zunutze gewesen. Ich pirschte auf einen Kidiang-Hirsch und schoss einen malayischen Kragenbär; ich bummelte aufs Geratewohl in eine

Gegend, wo stets Sauen vorkamen und streckte mit einer Kugel mein erstes Rhinoceros. Ich schlich mich an einen balzenden Blajanhahn (malayischen Fasan) an und erlegte eine Sau auf wenige Schritte mit Schrot.

Vermessungen vorzunehmen, schritt ich mit einigen Malayen durch den Urwald und gab den ersten Schuss (leider erfolglos) auf vor meinem Hund flüchtende Elefanten ab. Um meine Schädelsammlung zu ergänzen, näherte ich mich einem Schweinsaffen, der sich frech auf einen breiten Weg im Walde stellte, ohne Miene zum Weichen zu machen, und streckte mit der Kugel einen Samburhirsch, der gerade den Weg überfiel, als ich anlegte, und den Schweinsaffen, der nicht wich, mit dem Schrotlauf, dem ich noch einen Fangschuss folgen lassen musste. Ich schickte meine Hunde in eine Sumpfdickung, dicht an der Pflanzung, um Sauen zu hetzen, sah den grossen Schatten eines Vogels; blickte nach oben und schoss einen dieser weissschnäbeligen Nashornvögel, der schnellen Flügelschlages über mich hinwegeilen wollte. Es ist zumal für den Deutschen und Preussen ein ungemein anziehendes Bild, diesen schwarzweiss gebänderten Vogel über die graugrünen Wipfel der Bäume, gegen deren Farbe er sich prächtig abhebt, hinwegstreichen zu sehen, und als ich ihn zum erstenmal erblickte, musste ich unwillkürlich denken, der preussische Aar in lebender, farbenentsprechender Gestalt, nur schade, dass er kein Adler ist.

Weithin schallendes quikendes Geschrei, genau dem bekannten Todes- und Angstgebrüll geschlachtet werdender Schweine entsprechend, lockte mich in eine tiefe, dicht bewaldete Schlucht, und ich machte mich mindestens auf einen Panther oder Tiger gefasst, der eine Sau geschlagen haben musste, weshalb ich mich sehr vorsichtig näher schlich, und was erblickte ich — einen starken Flug von Nashornvögeln der kleinsten Art, die sich eifrig unter oben beschriebenem zänkischen

Geschrei daranmachten, einen Rambutanfruchtbaum seiner köstlichen Früchte zu berauben. Ein Schuss, und die Radaugesellschaft, die mich so schmählich betrogen hatte, war bis auf einen, den Erlegten, auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Der schwarz- und weissgezeichnete Schnabel mit verhältnismässig nur kleinem Hornaufsatz kennzeichnet diesen Vogel zur Genüge von allen anderen seiner Familiengenossen, und man erkennt ihn in der freien Natur sofort an diesem und in der Vogelwelt einzigartigen Geschrei. Entweder sind es Sauen oder er, ein zweites giebt es nicht. Dies Geschrei, das der Europäer zunächst nun und nimmer als von einem Vogel herrührend erkennen würde, erinnert mich (von meinem Thema einen Augenblick abschweifend) an eine fusslange Eidechsenart, den „Gecko", der zu seinem Aufenthalt mit Vorliebe menschliche Wohnungen aufsucht und ein Geschrei von sich giebt, das den Fremdling, den Europäer, unbedingt an den Ruf der Henne erinnert, die vermeldet, dass sie soeben die Pflicht des Eierlegens vollendet hat, und es giebt thatsächlich nichts Komischeres, als so bekannt klingende Laute von solchen Vertretern einer fremden fernen Welt hervorgebracht zu hören.

Die Nashornvögel, die ich erlegte, dienten mir zunächst zur Vervollkommnung meiner Sammlung an Bälgen bezw., nachdem die Ameisen und Kakerlaken ihr Werk verrichtet, an Schnäbeln, sodann zum Futter für meine wilden Bestien wie Nebelparder, Wildkatze, Plumplori, Pythonschlange nnd meine Hunde etc. Nachdem ich jedoch nach einem erstmaligen Versuch festgestellt hatte, dass die kräftige Brust dieses Vogels thatsächlich nicht hinter Rinder- und Kuhfleisch zurückstand, liess ich mir später oft von den erlegten grösseren Nashornvögeln ein prächtiges Nashornvogelsteak braten, das mir immer recht mundete.

Orang Utan-Jagden.

Allabendlich und früh am Morgen erscholl der Schrei der Hirsche sowie das Balzen der Argusfasanen von den Hügeln hernieder und lockte mich mit unwiderstehlicher Macht hinaus in den Wald. Mit Kompass und einem Fläschchen Kognak versehen, mit einer guten Büchsflinte Kal. 16 — Kugeln Mod. 71, 84 — und einem Parang bewaffnet, machte ich mich am 29. August früh auf, um einen Argus, der seinen Ruf laut und anhaltend, nur von kurzen Pausen unterbrochen, hören liess, anzubirschen. Ein kleiner Pfad, der, durch das Heraustragen von Bauholz entstanden, in den Wald hineinführte, brachte mich bald in die Nähe des stolzen, aber sehr scheuen Vogels. Schritt für Schritt vorspringend, kam ich bis auf 30 Gänge an ihn heran, doch konnte ich den Fasan, der am Boden stehen musste, des dichten Unterholzes wegen nicht wahrnehmen; beobachtend verharrte ich daher mit gespanntem Gewehr. Plötzlich ein Rascheln, ein schwerer Flügelschlag, und schon ausser Schussweite strich der Argus einer hohen Baumkrone zu, von der er sofort weiterzog und verschwand. Ich begab mich nach dem Balzplatz, welcher im Kreise von 4 bis 5 m Durchmesser durch den Fasan von Blättern und Ästen vollständig gereinigt war, und erblickte in der Krone eines Baumes senkrecht über mir ein zweites Stück Federwild, das ich seines langen Spieles wegen ebenfalls für einen Argusfasan hielt und mit der Kugel herunterholte. Es fiel in schräger Linie etwa 80 Schritte von mir zu Boden, denn die Kugel hatte ihm, wie sich später fand, den Steiss durchbohrt. Während ich dem Fallenden nachschaute, bemerkte ich auf einem zweiten Baume ein rotes Ungeheuer, das am Stamme emporkletterte und mich dann, grunzende Töne ausstossend, anstierte. Ich erkannte in ihm den Orang Utan oder Mawas, wie er allgemein von den Malayen

der Nord-Ostküste benannt wird, lud schnell eine neue Kugel und gab Feuer. Sofort auf den Schuss rutschte der Mawas auf einen Ast zurück, hob den einen Arm in die Höhe und stürzte, sich nach hinten überschlagend, laut aufstöhnend zur Erde nieder; auf dem Rücken liegend, fletschte er sein fürchterliches Gebiss.

Nach einem erfolglosen Versuch, ihn mit dem Messer abzufangen, da er mir immer nach den Kleidern griff, jagte ich ihm eine zweite Kugel durch den Schädel, worauf plötzlich lautes Schreien und Quäken ertönte und sich von der Seite der Mutter ein von mir bis dahin nicht bemerktes Junges löste, das mich anfletschte und an einem Bäumchen hinaufzuklettern begann. Ich schlug letzteres um, ergriff den kleinen Orang, der die Finger meiner linken Hand tüchtig mit Zähnen und Nägeln bearbeitete, während ich mit der Rechten den Riemen meiner Patronentasche abriss und ihm damit die vier Hände auf den Rücken schnürte. Das alte Weibchen, dem die erste Kugel den linken Oberarm und die Handwurzelknochen der Rechten zerschmettert hatte, bedeckte ich mit Ästen und holte den erlegten Vogel, der sich nun aber nicht als Argus (Uau), sondern als Nashornvogel (burung Tekuk) entpuppte, steckte dann meinen linken Arm zwischen die gefesselten Hände und den Rücken des kleinen Wildlings, gegen dessen Angriffe auf meinen Arm ich mich durch Nasenstüber verteidigen musste und brachte die teuere Beute keuchend nach den nächsten Gebäuden am Waldesrand, wo chinesische Kulis wohnten, denen ich dieselbe zur Obhut übergab. Da ich damals der malayischen Sprache noch nicht mächtig war, machte ich ihnen durch Gesten verständlich, dass ich die Mutter des „Kleinen“ erlegt hätte und sie nun holen wolle. Endlich verstanden sie mich, brachten Rottanstricke herbei und folgten mir in den Wald. An Ort und Stelle angelangt, banden sie dem Mawas Vorder- und Hinterhände zu-

sammen, steckten einen Stock hindurch, hoben ihn auf die Schultern und trugen ihn so aus dem Wald.

Voran zwei Mann mit dem verendeten, dann zwei mit dem jungen Mawas und dem Nashornvogel und ich zum Schluss, so zog ich in die Plantage, wo meine Bekannten wohnten, ein, gefolgt von etwa 50 javanischen Männer und Frauen, die alle das wunderbare, ihnen nur vom Hörensagen bekannte Tier anstaunten. Mein Freund, der schon 13 Jahre im Lande weilte, hatte bis dato noch keinen Mawas im Freien gesehen; ich hatte somit für den Anfang riesiges Glück.

Der junge Orang, ich nannte ihn August, kam zunächst in eine grosse Kiste; die Haut der Alten streifte ich ab und spannte sie an der Sonne zum Trocknen aus. August nahm vom ersten Tage Milch und Pisangfrüchte, die ich ihm reichte, an, versuchte auch nicht mehr zu beissen, und nur dann, wenn ich ihm gestattete, unterm Haus spazieren zu gehen, und er die Haut der Mutter erblickte, zu welcher er sofort flüchtete und in deren Haaren er sich mit seinen hakenartigen Fingern festklammerte, schrie und tobte er, sobald ich ihn wegnehmen wollte. Von da an durfte ihm dieselbe nicht mehr vor Augen gebracht werden, und nach vier Tagen zeigte er dieselbe Anhänglichkeit an mich wie vorher an seine Mutter. Neigte ich mich zu ihm, so legte er seine Hände um meinen Hals, umklammerte mit den Füssen meine Brust und liess sich gern so umhertragen. Nur unwillig liess er mich los, um dann stundenlang ruhig auf einem Kissen auf der Veranda oder bei einem kleinen Schweinsaffen unterm Haus zu sitzen. Nahten sich fremde Menschen, so barg er sein Gesicht unter den Händen oder schrie und beruhigte sich erst, wenn ich ihn zu mir genommen. Zeigte ich ihm eine Pisangfrucht und rief ihn, so stieg er von seinem Kissen auf dem Stuhl herunter, spitzte sein Mäulchen und kam, wie ein alter Mann auf Krücken geht, angehumpelt,



Junger „Orang Utan“, an den Stuhl gekettet

indem er die beiden Arme steif und breit von sich auf den Boden stellte und nun den Körper mit den Beinen nach vorn warf. Dann ergriff er die Frucht mit einer Hand und humpelte an seinen Platz zurück, dabei fortwährend Umschau haltend und komische Grimassen schneidend. War ich zu Hause, blieb August immer artig und langweilte sich nie. Hatte ich mich jedoch auf einige Stunden entfernt, so fing er an Allotria zu treiben, kletterte überall herum, so z. B. in das Dach, und liess sich an der Kette der Hängelampe herab. Kam er dann bis an diese, so sah er, dass sie noch zu hoch über dem Tisch hing, um den Sprung wagen zu dürfen, wurde ärgerlich und schlug mit den Händen auf der Glocke herum, bis sie in Stücke zerfiel. Solche Turnübungen machte er öfters, und so war ich genötigt, ihn tagsüber anzubinden; nachts jedoch nahm ich ihn in mein geräumiges Bett, woselbst er mir zu Füssen ruhig schlief und im Gegensatz zu kleinen Kindern sich sehr manierlich betrug, ausgenommen die drei ersten Male. Nach ein und einem halben Monat begann er etwas schwermütig zu werden, beschmutzte sich mehr als früher, und ich musste ihm für die Nacht sein Kissen in eine Zimmerecke bringen. Pisangs, die ich ihm nun reichte, steckte er wohl in das Maul, ohne sie jedoch zu fressen, Milch verschmähte er ebenfalls. Sein Bäuchlein wurde hart, die Glieder steif, und trotz Anwendung von Medizin konnte ich ihn nicht am Leben erhalten. Als ich am 22. Oktober von einem Ausgang nach Hause zurückkehrte, streckte er mir seine Hand entgegen, die Äuglein wurden matt, Schaum trat ihm vor das Maul und er starb. — Mir war's, als ob eine Menschenseele entflohen wäre.

Eines anderen Tages, am 19. September, war ich im Begriff, kurz vor Sonnenuntergang auf einem Wege durch den Urwald nach Hause zurückzukehren. Der Wind heulte in den Lianen und Gipfeln der Bäume;

ein heftiges Unwetter schien hereinbrechen zu wollen. Lautes Knacken von Zweigen linker Hand über mir liess mich aufschauen, und ich erblickte die Grundlage eines grossen Nestes, aus dem sich ein langer Arm hin und her bewegte, fortwährend Äste brechend und hereinziehend. Nach kurzem Beobachten blieb ich stehen, klatschte kräftig in die Hände, und im Nu erschien ein halberwachsener Mawas auf dem Nest, der, auf die Arme gestützt, sich vornüber neigte und mich verblüfft anstierte. Eine Minute war er unschlüssig, was er thun sollte, dann schwang er sich langsam höher in das Astwerk und glotzte mich, dumpfe Töne ausstossend, an. Um ihn nicht zu stören, ging ich einige Schritte weiter; sofort stieg der Mawas zu seinem Lager zurück, brach schnell noch einige Äste, wölbte sie über sich zu einem Regendach zusammen und war bald hinter diesem verschwunden. Das Unwetter brach jetzt mit Heftigkeit los, so dass ich vor Nässe triefend in meinem Heim anlangte.

Am nächsten Morgen gegen 7 Uhr ging ich wieder zu der Stelle und schlug mit einem Stock gegen den Baum, worauf mein „Bekannter vom Abend zuvor“ mürrisch auf der Bildfläche erschien, sich aber rasch in die höchsten Baumkronen zurückzog, um nie mehr in seinem Hause zu übernachten.

Seit jener Zeit habe ich bei meinen Streifereien Gelegenheit gehabt, noch 11 Orang Utans zu beobachten und einige auch zu erlegen, doch kann ich nur zwei Fälle erwähnen, in denen der Mawas, anstatt sich zurückzuziehen oder mich nicht zu beachten, Anstalt machte, mich anzugreifen.

Es war zwei Jahre später, eine aufgeregte und interessante Zeit, die ich bereits schilderte, denn die Atjehs waren wieder in holländisches Gebiet eingefallen und trieben sich auch in der Nähe unserer Plantage umher. Ein Leutnant und 40 Mann inländischer wie auch

europäischer Soldaten verschanzten sich auf derselben, um uns ihren Schutz angedeihen zu lassen. Während dieser Zeit lebte ich auf einem Vorwerk, das eine Stunde von der Plantage tiefer im Urwald lag. mit derselben aber durch einen Fahrweg verbunden war, um die ängstlich gewordenen Kulis bei ihrer Arbeit, den letzten Rest ihrer im Feld stehenden Tabaksbäume noch abzuschneiden, festzuhalten und ihnen denselben abzunehmen. Ein alter Holländer, der auf dem Vorwerk (Darat) Petroleumbohrversuche zu leiten hatte, war bei der Nachricht von den Atjehs bei Nacht und Nebel entflohen, da er sich auf der Plantage unter dem Militär sicherer fühlte, und so musste ich mich nun mit seinen Leuten auch dieser entsetzlich langweiligen Beschäftigung unterziehen.

Um meinen Proviant zu erneuern, begab ich mich am 19. September, genau 2 Jahre nach der Begegnung mit dem nestbauenden Mawas, nach der Plantage, während mein chinesischer Wasserträger hinter mir herlief. Der Weg führte in zahlreichen Windungen durch das mit dichtem Urwald bestandene Hügelland. Rechts und links war auf 20 m alles gekappt worden, damit der Weg trocknen konnte, und hier wucherte üppig wilder Pisang, Lalang, Schilf und junger Busch· Als ich eben einer Windung folgte, raschelte es im Schilf, worauf ein riesiger Orang Utan aus demselben hervorkam und mir einige Schritte entgegentrat. Dann richtete er sich ein wenig in die Höhe, starrte mich mit seinen kleinen Augen wütend an und näherte sich mir abermals. Meinen Revolver, den ich immer bei mir trug, seitdem mich ein Javane im Opiumrausch (Amok) angefallen und mit dem Parang an der Schulter verwundet hatte, feuerte ich schnell zweimal kurz hintereinander auf das „Untier“ ab und sprang dann rasch einige Schritte zurück. Als ich mich umsah, bemerkte ich zu meinem Vergnügen, dass der Waldmensch eben-

falls Kehrt gemacht hatte und wieder dahin verschwand, woher er gekommen. Hart am Wege stand ein dicht mit Lianen bedeckter Ringgasbaum, und an ihm sah ich den Mawas hinaufklimmen. Abermals sprang ich näher und feuerte zwei weitere Schüsse auf seinen Kopf ab, worauf er mit wütendem Brüllen antwortete, sich mit der Hand den ihm von der Wange herabrieselnden Schweiss abwischte und sofort das dichte Blättergewirre annahm.

Den Chinesen sandte ich nun schnell nach meinem Hause, um Gewehr und Munition zu holen, doch behielt ich sein Parang vorsichtshalber bei mir. Der Mawas rührte sich nicht, und ich konnte sein Versteck mit bestem Willen nicht wahrnehmen. Einige daherkommende Bandjarezen (von Borneo) hielt ich zum Transport meiner Beute fest, denn sie war mir so gut wie sicher. Endlich kehrte mein Wasserträger mit der Büchse zurück, und ich gab noch drei Schüsse in das Blättergewirr ab, ehe der Mawas zum Vorschein kam. Nun zielte ich ruhig und feuerte. Der Koloss stürzte, hielt sich im Fall noch wenige Augenblicke an einigen Lianen und lag dann auf dem Rücken (alle von mir geschossenen Orang Utans fielen auf den Rücken) im Schilf vor mir, öffnete noch einige Male krampfhaft seine mächtigen Kiefer und war verendet.

Mit Hilfe der Bandjarezen und des Chinesen schaffte ich ihn nach Hause, nahm die Maasse auf und streifte ihn ab, um seine Haut und den Schädel meiner Sammlung einzuverleiben.

Gesamtlänge = Spannweite war . . .	2,42	m,
Körperlänge inkl. Kopf } auf dem Rücken	0,87	„,
„ ohne „ } gemessen	0,72	„,
Brustumfang	1,00	„,
Vorderarm mit Hand	0,69	„,
Hinterarm bis Ferse	0,57	„,



Die Haut des grössten von mir erlegten „Orang Utan“

Handlänge	0,27 m,
Fusslänge	0,35 „,
Breite } des Gesichts	0,28 „,
Länge }	0,27 „,
Spannweite, Hinterfüsse	1,85 „,
Rückenbreite	0,50 „,
Handbreite	0,095 „,
Fussbreite	0,085 „,
Haare am Steiss	0,49 „,
„ in der Achselhöhle	0,44 „,
„ im Kinnbart	0,18 „,
„ auf dem Mittelfinger	0,12 „,

Die Malayen nannten dies Exemplar wohl seiner stärkeren Behaarung wegen Mawas-Kuda, das heisst:

Mawas = Orang Utan = Waldmensch,
Kuda = Pferd = Pferdewaldmensch.

Einen Orang Utan erlegte ich noch am 16. Januar des folgenden Jahres. Er war mein letzter, weil mir hierbei die Jagd auf diese Menschenaffen durch einen Fehlschuss verleidet wurde.

Ein Bandjareze, der im Busch einen jungen Orang Utan gesehen und mir dies mitgeteilt hatte, brachte mich an Ort und Stelle. Auf einem Rambutanfruchtbaume erblickte ich einen erwachsenen Orang Utan, der sich an den Früchten labte, während ein noch ganz junger dicht bei ihm an den Ästen hing. Auf einem anderen Baume sah ich zwei weitere Mawas, welche alle grösseren Äste ihrer Rinde beraubt und wahrscheinlich verzehrt hatten. Bei unserem Erscheinen ertönte dumpfes Gurgeln, und die Mutter ergriff das neben ihr hängende Junge, um es mit sich in die Baumkronen zu nehmen. Das war, was ich wünschte, denn dem Jungen in den Bäumen nachzuklettern, wäre vergebliche Mühe gewesen, so aber hoffte ich, das Glück würde mir, wie auf meiner ersten Jagd auf Orang

Utans am 29. August des ersten Jahres, hold sein, und ich könnte die Mutter erlegen, damit sie mit dem Jungen herunterfiele. Schnell war sie indes in die nächststehenden höchsten Bäume geklettert und bot mir kein Ziel zu sicherem Schuss. Die Höhe war beträchtlich, und nur, um mir den jungen Mawas nicht entgehen zu lassen, feuerte ich auf die Alte. Ein Wutgeschrei entfuhr drei Mawaskehlen, das ersehnte Junge hingegen stürzte nach einigen Sekunden mit völlig zerschmettertem Schädel zur Erde. Ich verwünschte die Mawasjagd bei diesem traurigen und zugleich ärgerlichen Abschluss, denn ich hätte zu gern an einem zweiten Orang Utan all' meine freie Zeit verschwendet, um einen netten Hausgenossen zu haben, und um ihn später nach Europa zu überführen.

Unausgesetzt brüllten die Überlebenden auf uns herab und zogen sich gemeinschaftlich auf denselben Baum zurück. Es waren wohl ein Männchen, ein Weibchen und ein noch halbwüchsiger Mawas. Letzterer kam uns, die wir ruhig bei dem erlegten Jungen standen, immer näher, schüttelte wütend an allen Ästen und stieg in die Baumkronen senkrecht über uns. Ihm folgte erst das Weibchen und darauf das Männchen, indem sie ihre Kehlsäcke aufbliesen und dumpfe, schreckerregende Töne ausstiessen, dabei ebenso, wie der dritte, fortwährend an den Zweigen rüttelten, so dass das trockene Holz zu Boden fiel. Vorsichtig rückten sie dann immer mehr und mehr heran, stiegen über unseren Köpfen in etwa 60 m Höhe in die Baumkronen, und nun fing ein Regen von dünnen und dicken dürren Ästen an, dass wir, um nicht getroffen zu werden, etwas Deckung suchen mussten. Die alten Mawas kletterten bei unserem Rückzug bis 30 m Höhe an den Bäumen abwärts, blieben jedoch dann sitzen, und als ich mich ihnen darauf abermals näherte, brüllten sie ununterbrochen und brachen Zweige ab, die dicht bei

uns herniederfielen, so dass der Bandjar bat, wir möchten doch weglaufen. Da ich nicht die Absicht hatte, nur zu morden, so schulterte ich meine Büchsflinte und lenkte meine Schritte heimwärts. Ali Ussup, mein Begleiter, hatte sich einen Arm des erlegten Orang abgeschlagen und untersuchte eifrig seine Muskeln. Auf mein Befragen, was er da mache, antwortete er treuherzig: „Eisen suche ich, denn aus dem Eisen der Arme des Orang Utan verfertigen die Schmiede die besten Messer!“ Leider war sein Suchen vergebens!

Jagd auf Büffel (Karbau).

Zu Zeiten, in denen ich zu anstrengenden Jagden nicht recht aufgelegt war, aber doch eine oder zwei Stunden meiner Musse dem edlen Weidwerk widmen wollte, birschte ich gern einen Pfad am Batang Serangan-Fluss entlang, der durch die Atchinesen-Panik entstanden war und die direkte Verbindung zwischen uns und Tandjong Slamat, einer Nachbarplantage jenseits des Flusses, bildete. Selten hatte ich diesen Pfad vergebens betreten, denn Sauen, Kantjils und Hühner gab es hier in Menge, auch traf ich öfters auf Nashornfährten, die eines „Karbau“ hatte ich jedoch weder je gesehen noch geahnt, denn man hört an der Ostküste fast nie mehr von wilden Büffeln. Hingegen erblickte ich diesmal die unverkennbare Fährte eines solchen und folgte ihr bis an ein kleines Gewässer, das dem Büffel zur Suhlung gedient hatte, denn der Boden war von den Läufen zerstampft. Die Fährten wiesen nach den verschiedensten Richtungen, ein Zeichen, dass dies ein Standort des seltenen Wildes war. Da aber erstere nicht mehr ganz frisch erschienen, dachte ich an keine Folge, sondern birschte auf dem Pfade weiter.

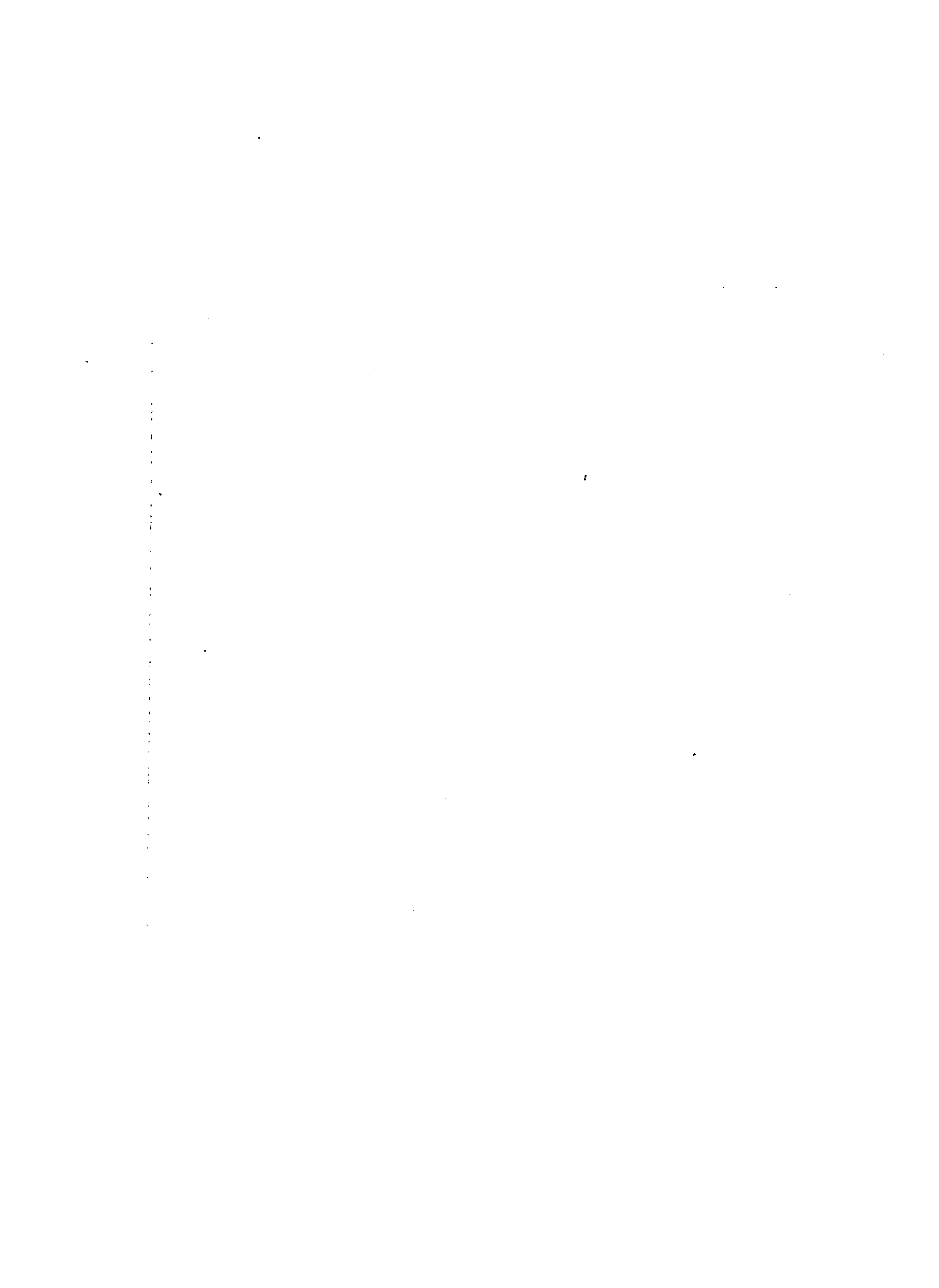
Vergebens lauerte ich dem Büffel zu verschiedenen Tageszeiten auf, opferte manchen freien Tag, und nur

einmal hörte ich ihn durch den Wald brechen, ohne dass ich zu Schuss gekommen wäre.

Endlich, nach fast einem halben Jahr, als ich eine Schleusenreparatur vornehmen liess, kam ein Javane, den ich zum Rottansuchen in den Busch gesandt, atemlos zu mir gelaufen und berichtete, dass ein Karbau ihn bis dicht an den Waldesrand verfolgt hätte. Sofort sandte ich nach meiner Büchse, denn mein Haus lag nicht allzu weit, und birschte dann bei gutem Winde vorsichtig nach der mir von dem Javanen angegebenen Richtung. Noch ehe ich den Büffel erspähen konnte, hörte ich auf kurze Entfernung sein Schnauben. Durch einen Baumriesen gedeckt, blieb ich mit gespannter Büchse stehen. Auf 40 Schritte vor mir bricht der Karbau aus dem Dickicht, die schweissunterlaufenen Augen drohend auf mich gerichtet. Mit den gewaltigen spitzen Hörnern berührt der Riese leicht den Boden, plötzlich aber schnellt er den Kopf in die Höhe, legt die Hörner auf den Rücken und nähert sich unter kurzem Schnauben. Die Büchse im Anschlag erwarte ich ihn. Da, auf 30 Schritte, noch einmal dieselbe Kopfbewegung, kurzes Schnauben und fliegende Erdschollen! Nun aber kracht mein Schuss, und tödlich, in den Schädel getroffen, bricht der Büffel in die Kniee, legt sich auf die Seite und streckt die Läufe gen Himmel. Auf meinen Schuss eilten sofort wie Aasgeier Javanen herbei, stürzten sich auf das verendete Wild und schnitten ihm mit den Parangs den Hals durch, damit es schweisse, denn als Mohammedaner dürfen sie geschossenes Wild nicht geniessen. Da ich das Wildbret doch nicht verwerten konnte, überliess ich ihnen den ganzen Büffel, nur sollten sie den Europäern der Plantage, es waren mit mir deren drei, je 20 bis 30 Pfund desselben und mir ausserdem den Schädel bringen. Den Vorarbeiter der javanischen Kulis, den Mandur, machte ich noch dafür verantwortlich, dass ersteres richtig an die Herren ab-



Schädel der von mir gestreckten Nashörner und des indischen Riesenbüffels „Karbau“



geliefert werde, und begab mich nach dem Hause meines Kollegen, um ihm mein Jagdglück zu erzählen und es daselbst auch zu begiessen.

Endlich, nach stundenlangem Warten, erhielt jeder von uns etwa 4—5 Pfund Wildbret und ich den abgenagten Schädel.

Alles übrige, Knochen, Eingeweide und Haut mitinbegriffen, hatten die Javanen mit ihren Frauen und Kindern nach Hause geschleppt oder im Busch versteckt, um es abends zu holen und dann an die Chinesen etc. zu verkaufen. Von den 10 und mehr Zentnern Wildbret konnten die Kerls in ihrer Gier dem Jäger und Geber nicht einmal 50 Pfund zur Seite legen. Von dem Karbau war an der Schussstelle nichts mehr zu erblicken, nur der vom Schweiss gefärbte Boden zeugte von seiner Erlegung. Glücklicherweise hatte auch der Mandur für seine Küche gut gesorgt, und so konnte ich ihm die Last, die er seiner geliebten braunen Gattin aufbürden wollte, tragen helfen, seine Portion aber sandte ich den anderen Herren.

Bemerken will ich zum Schluss noch, dass die Entfernung zwischen den Hörnerspitzen 83 cm beträgt.

Begegnung mit Nashörnern.

Die ersten Weihnachten in den Tropen hatte ich bei meinen Bekannten auf Serapoh gefeiert und ritt am nächsten Tage auf einem Battakponie zur Plantage zurück, stellte das ermüdete Pferd in den Stall und begab mich zu Fuss auf dem oben erwähnten Weg nach dem Vorwerk.

Unter Aufsicht des Hauptmandur arbeiteten daselbst Javanen, um Brücken und schlechte Wegstellen auszubessern. Bei meiner Ankunft meldete mir der Anführer, dass dicht am Wege ein Badak, d. i. ein Nashorn, stände. Da ich nur einen kleinkalibrigen Revolver

bei mir führte, schrieb ich an den nächstwohnenden Europäer schnell einen Zettel, der die Bitte um eine Büchse enthielt, und sandte einen Javanen damit fort. An der bezeichneten Stelle stand der Dickhäuter und äste sich ungestört an den jungen Wald- und Pisangblättern; keine 20 Schritte befand ich mich von ihm, auf dem Wege selbst, doch war ich durch einen entwurzelten Baumriesen, der mich von dem Nashorn trennte, sowie einen kleinen Bach, dessen Ufer tiefer Morast bildete, hinlänglich geschützt. Nach längerem Beobachten brach sich ein zweites Nashorn durch die Büsche, eräugte mich, trat bis an den Baumstamm heran, auf welchen es seinen hässlichen Kopf mit den noch hässlicheren „Schweinsaugen“ legte, und „stierte“ mich stupid an. Sein vorderes Horn war glänzend schwarz und etwa 20 cm hoch, das zweite dagegen nur gering. Mit der Büchse in der Hand hätte ich spielend eine Nashorn-Doublette machen können, es verging jedoch ½ Stunde und noch eine, ohne dass mein Bote zurückkehrte. Den Dickhäutern schien die Anwesenheit eines Menschen auch nicht gleichgültig zu sein, oder brannte die Sonne schon zu heiss, kurz, sie zogen langsam in den Schatten des Urwaldes zurück und verschwanden. Endlich erschien der abgesandte Javane, jedoch ohne Büchse, denn er hatte den betreffenden Europäer nicht angetroffen, und so wandelte ich ärgerlich meine Strasse weiter. Der Anblick dieses Wildes liess mir keine Ruhe mehr, und sobald es meine Zeit erlaubte, nahm ich die frischen Fährten auf, die ich durch meinen Jäger, einen gewandten und mutigen Gajor, namens Assan, ausmachen liess, und folgte ihnen oft stunden-, ja tagelang durch Bäche, Sümpfe, Dornen und Busch.

Vom 1. bis 3. März des folgenden Jahres feierten die Eingeborenen ein Fest. Assan aber hatte einen grossen Sumpf entdeckt, in dem sich tagtäglich Nas-

hörner suhlten, auch standen dort einige Bäume mit der Bua-kayu-Frucht, einer Lieblingsäsung dieser Dickhäuter. Somit brach ich mit Assan am erstgenannten Tage auf, um zum soundsovielten Male mein Weidmannsheil zu versuchen.

Nachdem wir einige Hügelketten durchschritten, kamen wir in flaches Land und näherten uns dem Lepan-Flusse, der sein rechtes Ufer oft überströmt und das Land in einen fürchterlichen Sumpf, die Paya Atjeh, verwandelt hatte. Das erste, was unsere Aufmerksamkeit fesselte, war ein Menschengerippe, dem jedoch Kopf und einige Glieder fehlten, auch war keine Kleidung mehr zu erkennen; es mag ein armer Verirrter gewesen sein, der hier eines schrecklichen Hungertodes starb. Fährten von Nashörnern durchkreuzten den Sumpf nach allen Richtungen, doch konnten wir denselben nicht folgen, da uns überall dichte Zäune von Klubipflanzen entgegenstarrten. Ein Wasserlauf, grünschillernd und von Lintas*) belebt, bot die einzige Gelegenheit, tiefer in den Sumpf zu dringen, und nur mit Widerwillen folgten wir ihm, oft bis über die Schenkel in den übelriechenden Schlamm einsinkend. Jede Baumwurzel, die über den Sumpf emporragte, wurde von uns aufgesucht, um uns gegenseitig die widerlichen Blutegel abzulesen und Ausschau zu halten, Nach etwa 2stündigem Waten erblickte Assan auf 100 m von einem kleinen Baum herab ein starkes Schwanken von Klubipalmen, schloss somit auf ein Badak, das sich dort suhle. Langsam und vorsichtig birschten wir vorwärts, und konnten bald ein Klatschen sowie ein Plätschern vernehmen, hielten die Büchsen bereit und schlichen weiter. Da plötzlich tiefe Stille, dann ein Krachen und Schlagen, begleitet von einem wilden Durchbrechen der Dornen und Sumpfpflanzen,

*) Grosse, gefährliche, nur im Wasser lebende Blutegel.

und wieder trat Stille ein. Ich bog und wand meinen Körper, um etwas sehen zu können, und erblickte endlich, auf etwa 60 Schritte, ein Nashorn, das ganz langsam vor uns weiter wechselte. Noch einige Schritte, und es musste auf eine freie Stelle treten, die mir ein günstiges Schussfeld bot. Assan hatte ich instruiert, auf meinen Schuss ebenfalls zu feuern und sofort wieder zu laden. Unsere Lage war kritisch, denn wenn uns das gereizte Nashorn annahm, so mussten wir uns auf die zweite Ladung verlassen; eine Flucht in dem tiefen Morast und dem dornigen Gestrüpp war unmöglich. Die Entscheidung nahte: ich hielt auf den Kopf und drückte ab, Assan's Büchse gab das Echo, und vor uns lag ein dichter Nebel von Pulverdampf, so dass wir nicht des geringste wahrnehmen konnten. Schnell sprang ich seitwärts in die Dornen, lud rasch den abgeschossenen Lauf und erwartete den „Ansturm“ des Nashorns. Aber zu unserer Freude geschah nichts dergleichen, und als sich das Schussfeld endlich übersehen liess, näherten wir uns behutsam dem Wilde. Schweiss war das einzige, was wir erblickten, und die Rotfährte führte in gerader Flucht durch das Gewirr der Sumpfpflanzen.

Zunächst ruhten wir auf einer etwas trockenen Baumwurzel, gaben uns dem Genuss einer Cigarrette hin und tauschten unsere Vermutungen aus, dann unterzogen wir uns der erschrecklich mühsamen Folge, denn immer tiefer versanken wir in den Tritten unseres kranken Wildes, das ausserdem die dornigen Gewächse, die uns Kleidung und Haut zerrissen, durcheinander- und ins Wasser getreten hatte. Wir konnten nicht weiter und mussten die Sache aufgeben, um im Sumpf nicht von der Nacht überrascht zu werden.

Nach dem Kompass schlugen wir uns in gerader Linie aus dem Sumpf und traten hierauf völlig erschöpft

den Heimweg an. Einige Tage später brachte mir Assan den Schädel des Nashorns — jedoch ohne die Hörner —, das Bewohner des Lepan-Flusses verendet aufgefunden; wie sie sagten, hätte das Badak letztere nicht mehr aufgewiesen, sie waren also gestohlen. Eine Kugel hatte den linken Kinnbacken und den Hals durchbohrt; von der anderen wussten die Leute nichts zu melden, da der kranke Dickhäuter auf der Einschussseite liegend verendet war.

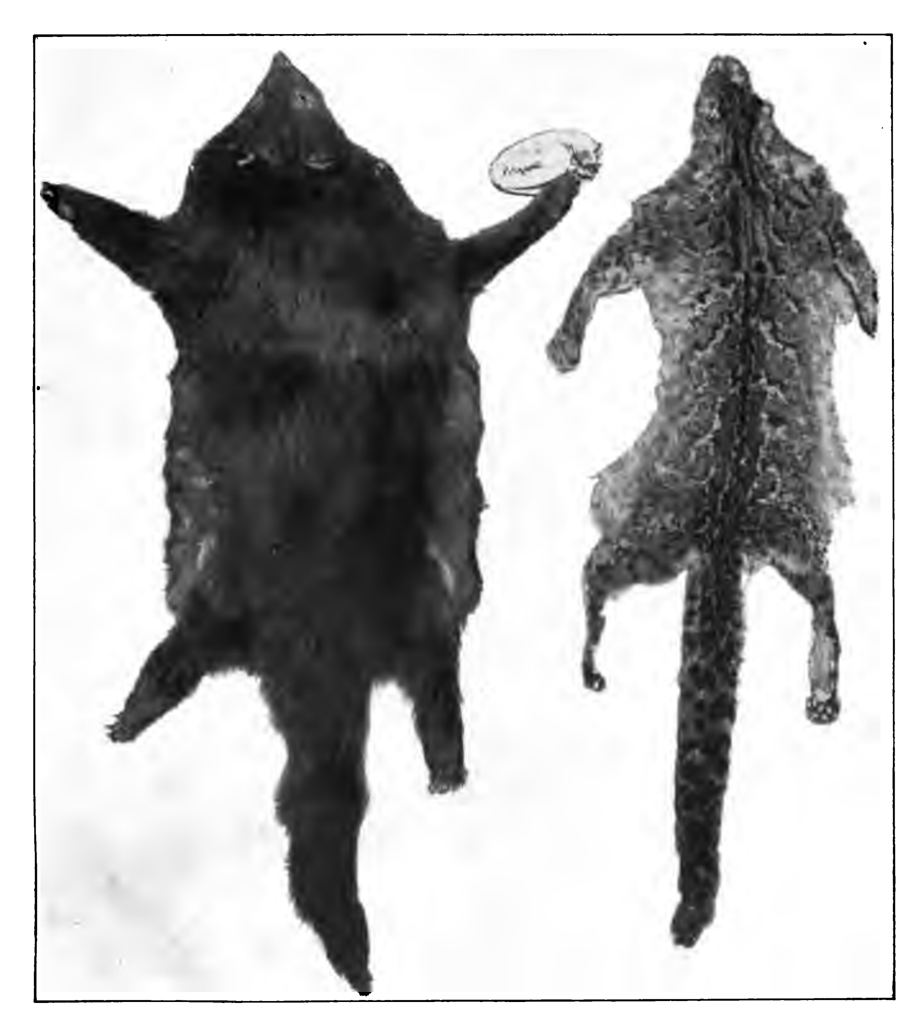
Im Monat Juni und Juli hatte mich ein Hannoveraner besucht, der ein tüchtiger Klavierspieler und vorzüglicher Gesellschafter, leider aber nicht im geringsten Jäger war. Ein neues Mauser-Repetiergewehr Kal. 11,5 mm, das ich mir in Europa hatte anfertigen lassen und das ich um diese Zeit zugesandt erhielt, wollte ich einschiessen. Am 1. Juli entschloss sich mein Besuch, jedoch erst nach vielem Zureden, mich auf einem Jagdausflug zu begleiten; er schulterte das Repetiergewehr, während ich die treue Büchsflinte und das lange Weidmesser mitnahm. Ich suchte einen Teil des Urwaldes auf, den ich noch wenig begangen, der aber auf Sauen viel versprach. Wir stiessen auf Wildwechsel, die uns den Weg sehr erleichterten, doch nachdem wir an zwei Stunden ohne Resultat herumgebirscht waren, wurden meinem ungeduldigen Begleiter die vielen Patjets (kleine Blutegel) zu lüstern, weshalb er den Batang Serangan-Fluss aufzusuchen beabsichtigte, um an ihm sich nach Hause zu begeben. Ich wollte noch etwas tiefer in den Busch dringen, und so trennten wir uns. Nach längerem Birschen wurde ich durch Brechen und Plätschern in einem kleinen, aber dicht bewachsenen Sumpfe aufmerksam; ich glaubte, auf Sauen zu Schuss zu kommen.

Kugel und Posten hatte ich geladen, suchte daher unterm Winde an das Wild heranzukommen. Das Geräusch verlor sich mehr und mehr nach einem an-

stossenden Hügel zu. Von einigen Bäumen gedeckt, schlich ich näher und hörte die Sauen über den Hügel wechseln. Weiter birschend, stiess ich auf frische Fährten, aber nicht auf die der vermeintlichen Sauen, sondern eines Nashorns. Zehn fernere Schritte brachten mich auf den Hügel, und dort stand, 20 Schritte weit, das Badak, mir seine Kehrseite zeigend. Viel Zeit zur Beobachtung blieb mir nicht, denn der Koloss wurde aufmerksam, wendete den Kopf zur Seite und äugte nach rückwärts. Ich zielte nach der Augengegend und drückte ab. Wie angewurzelt stand ich und wartete, den Finger am Postenlauf, den Erfolg des Schusses ab. Doch schon im Feuer musste der Dickhäuter zusammengebrochen sein, denn er lag bereits auf der Seite. Eine zweite Kugel war nicht nötig, da die erste etwas tief hinterm linken Ohr eingedrungen war und, wie ich später nach Abkochen des Schädels bemerkte, das Hinterhauptbein völlig zerschmettert hatte, worauf sie in der rechtsseitigen Schädeldecke stecken geblieben. Mit meinem Jagdrevolver Kal. 450 machte ich einen Schiessversuch auf die Stirn, woselbst die Kugel zwar den Stirnknochen zerschmetterte, aber nicht ins Gehirn drang.

Das erlegte Stück konnte nicht alt sein, denn sein vorderes Horn maass 11, das zweite dagegen nur 5 cm.

Mit dem Jagdmesser schlug ich ihm die Hörner ab, was keine leichte Arbeit war, und wurde hierbei durch fernes Schreien gestört. Ich erkannte die Stimme meines treulosen Gefährten, der auf meinen Zuruf keuchend und schweisstriefend herbeieilte. Schon von weitem hörte ich ihn über mein Repetiergewehr schimpfen, und er erlangte erst seine Ruhe wieder, als ich ihm meine Jagdbeute zeigte. Zunächst hatte er sich verirrt, dann auf eine Sau einen Schuss abgeben wollen, der jedoch versagte, und war hierauf ziellos



Bälge des Wickelschwanzbärs (Binturong) und eines Nebelparders.
Letzterer ging mir nach langer Gefangenschaft leider ein.



umhergeirrt, ohne den ersehnten Fluss zu finden. Ein Bär, der einen Stamm zersplitterte, um an den Honig zu gelangen, den die Bienen in den hohlen Stamm abgesetzt, hatte ihm einen nicht geringen Schrecken eingejagt, denn das Vertrauen auf das Gewehr war ihm nach dem ersten Versager verloren gegangen, und er freute sich, meinen Schuss zu hören, der ihn schnell an meine Seite brachte. Gemeinsam und in fröhlicher Stimmung traten wir den Rückweg an, fanden auch den zersplitterten Baumstamm, aber Meister Petz hatte sich schon salviert. Am Abend feierten wir im Kreise der anderen Europäer das Erbeuten meiner Jagdtrophäe und die Rettung des unfreiwilligen Bärenjägers.

Missglückte Bärenjagd.

Am 15. Februar begleitete ich einen Holländer, welcher kurze Zeit auf der Plantage thätig war, um mittelst Dynamits das Sprengen von Bäumen zu versuchen, zu seiner Arbeit in den Wald. Gewohnheitsmässig schulterte ich meine geladene Büchsflinte, doch nahm ich keine Reservemunition mit, da es höchst unwahrscheinlich war, auf Wild zu stossen, denn die zu sprengenden Bäume standen nahe am Verkehrswege. Diesmal spielte mir meine Nachlässigkeit einen Streich. Mein Battakhund lief voraus und windete; da ich einen Kidjang (Cervus muntjac) fährtete, machte ich mich schussfertig und birschte, hinter mir her der Holländer, vorwärts. Auf 50 Schritte vor mir passierte ein Bär über einen kahlen Hügel, eräugte mich und stand einen Augenblick still. Ich zielte nach der Brust, und mit kurzem Brummen brach Petz zusammen. Gerade wollte ich an ihn herantreten, als ein zweiter, stärkerer, auf den — wie ich dachte — Gestreckten zuging, ihn beschnüffelte und, indem er sich erhob, sich mir stellte. Ich hatte nur noch eine Schrotpatrone zu verschiessen, rief deshalb laut nach meinem Begleiter, der auch

herbeilief. Der zweite Bär ging jedoch zu Holz. Ich bat den Herrn, mir sein Colt Repetier-Gewehr, das 12 Kugeln enthielt, zu leihen, was er aber entschieden abschlug. Plötzlich richtete sich der anscheinend verendete Bär etwas auf, rollte etwa 10 Schritte den Hügel hinunter und blieb dort wieder liegen. Nun ersuchte ich den Herrn, dem Bär noch eine Kugel zuzusenden, was auch geschah, aber mit dem unverhofften Resultat, dass Meister Petz völlig auf die Pranken kam, einem umgefallenen Baumstamm zukroch und hinter diesem, trotz einer dritten Kugel, verschwand. Als alles Bitten um das Gewehr meines Gefährten umsonst blieb, folgte ich mit einer Schrotpatrone eine kurze Strecke der Spur, allein vergebens, und so ungern ich es that, musste ich umkehren, denn mit zwei Bären „anzubinden", dazu gehört nebst der Waffe auch die entsprechende Munition. Auf der Schussstelle angelangt, fand ich auf einem Blatt nichts wie drei Tropfen Schweiss.

Ich eilte nun nach Hause, steckte eine genügende Zahl von Patronen zu mir und kehrte in Begleitung einiger Malayen und Hunde zurück, aber auch eine gründliche Nachsuche unter ihrer Mithilfe fruchtete nichts. Es war weder ein Bär noch eine deutliche Spur zu sehen, und selbst die Hunde nahmen die kaum wahrnehmbare nicht eifrig auf. Alle Bäume wurden jetzt genau nach einer Höhlung untersucht, jedoch vergebens, nur hoch oben in den Ästen eines Fruchtbaumes bewegte sich etwas, was ich für einen der sehr häufigen Siamang- oder Imbau-Affen ansprach.

Auf einmal erblickte ich eine lange Rute, und da die Siamangs „schwanzlose" Affen sind, so wurde ich aufmerksam. Nun erkannte ich in ihm ein noch nie gesehenes, jedoch aus Brehm bekanntes Tier, nämlich den Binturong, von den Engländern schwarze Bärenkatze genannt, legte an, und langsam löste sich auf meinen Schuss der Wickelschwanz der Viverra, die

dann herabfiel. Schwer getroffen stellte sich die Katze dennoch, mit ihrem scharfen Gebiss meinen Hund bedrohend. Um ihn, der wutentbrannt zufassen wollte, vor gefährlichem Schlagen zu schützen, gab ich noch einen Schuss ab, der tödlich wirkte. Vor meinem Hunde musste ich den Balg wahren, denn der von diesem ausströmende bisamähnliche Geruch schien ihn in hohem Grade zu reizen.

Die Maasse des erlegten Stückes waren:

Gesammtlänge	135 cm,	
Rute	65 „ ,	
Vorderlauf	30 „ ,	
Hinterlauf	31 „ ,	
Kopflänge	15 „ ,	
Kopfbreite	11 „ ,	zwischen den Ohrpinseln gemessen.

Der Magen enthielt nur kleine Körner, von roten Beeren stammend. Merkwürdig war die Lunge gestaltet, indem sie deutlich 4 grosse und 3 kleine Flügel aufwies.

Der malayische Name ist „Turun turun“.

Python tigris.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Mai im Atchinesenjahr, als wir Pflanzer die Nächte im befestigten Managerhaus zusammenwohnten, wurde ich durch das Geschrei der chinesischen Bedienten aus dem Schlafe geschreckt, und als ich vernahm, dass eine grosse Schlange im Hühnerstall sei, sprang ich aus dem Bett, zog eine warme Jacke an, ergriff mein scharfes Messer und die Doppelflinte und stand gleich darauf zwischen den entsetzten Chinesen. Eine durch das Scharren der Hühner entstandene Oeffnung am Boden liess ich zunächst durch einen Sack verschliessen und leuchtete dann mit einer Lampe von aussen in das Hühnerhaus. Die Chinesen zeigten in eine Ecke, doch konnte ich mit bestem Willen

nichts erkennen als einen grossen Hühnerkorb. Ich liess eine Stange durch das Gitter stecken, um von innen eine Lampe daran zu hängen, worauf ich mit schussfertigem Gewehr und gezogenem Messer den Stall betrat. Ich schloss die Thür hinter mir, um ein Entweichen der Schlange zu verhindern, und befestigte eine Lampe an der Stange. Dann schoben die Chinesen dieselbe weiter vorwärts, worauf der Hühnerkorb in der Ecke lebendig wurde und sich als eine riesige Python (malayisch: Ular sawa) entpuppte. Die Schlange hob den Kopf und züngelte nach dem verdeckten Loche. So gut es das schlechte Licht gestattete, zielte ich nach dem Kopf und gab einen Schrotschuss ab, worauf ich jedoch schleunigst nach der Thüre retirierte. Die Schlange lag wieder still in sich zusammengerollt. Einige Lichter brachten nun mehr Helle in das Dunkel, und ich konnte den auf dem Körper liegenden zerschmetterten Kopf des Ungeheuers erblicken.

Mit einer langen Stange versuchte ich jetzt, der Schlange eine Schlinge über den Kopf zu legen, wobei sie mir noch durch Heben desselben half. Als die Schlinge sass, zog ich aus Leibeskräften an ihr und schliesslich die Schlange selbst aus dem Stall. Nun befestigten die Chinesen noch eine weitere Schlinge am Schwanzende und banden die lang ausgestreckte an weit auseinander stehende Pfähle. Darauf begann das Abhäuten, wobei die Schlange solche kräftige, korkzieherartige Bewegungen machte, dass sie mich von sich herunterdrehte, denn ich stellte mich auf sie, um das Abhäuten zu erleichtern und um sie genau zu messen.

Es betrug:

die Gesammtlänge 6,40 m,
der Leibesumfang 0,56 „ an dickster Stelle,
die Kopflänge 0,20 „,
die Kopfbreite 0,14 „.



Die Haut der von mir nachts im Hühnerstall geschossenen Tigerschlange
(auf dem Bild noch ungegerbt und eingetrocknet)

In ihrem „geräumigen“ Leib hatte sie schon 9 Hühner eingepfercht, und es wurde der Stillung des Hungers der Unersättlichen wohl nur durch meinen Schuss ein Ziel gesetzt. Der Körper der Schlange und die noch ganz frischen Hühner wurden von den Chinesen als willkommenes „Fressen“ mit nach Haus geschleppt.

Ob ich mich in jener Nacht um einen Meter in der Länge geirrt, wage ich nicht zu behaupten, doch misst die Haut jetzt noch knapp 8 m.

Saujagden.

Widerspruch reizt! — und gerade diesem Umstande verdanke ich den ersten auf Sumatra erlegten Keiler. In den ersten Tagen meines dortigen Aufenthaltes wurde ich oft genug von verschiedenen Herren meiner Jagdpassion wegen geneckt, und als es so weit ging, dass einer derselben, Herr Pilaar, sagte: „Na, sobald Sie die erste Sau oder den ersten Hirsch erlegen, soll Ihnen meine Doppelflinte gehören, die ich nun schon seit 8 Jahren führe und vor deren Mündung noch kein Stück Wild der höheren Jagd geriet!“ — da war es denn doch zu viel für meine deutsche Jägerehre, und beweisen wollte ich den Gelegenheitsjägern, bei denen man auch die charakteristische Parodie anwenden konnte:

„Ich schiess' den Hirsch mit Posten tot,
Dass dreimal Rad er schlägt,
Den Rehbock schiesse ich mit Schrot,
Auch wenn er nicht gefegt!“ etc.,

dass zwischen einem passionierten und sich vor nichts scheuendem deutschen Jäger und einem „Veranda- und Chaiselongue-Schiesser“ doch ein gewaltiger Unterschied ist.

Diana verlässt ihre getreuen Jünger nicht, und mir war sie diesmal besonders hold, indem sie mir Gelegenheit zu einer unerhofften Revanche gab. Das Haus des genannten Herrn P. lag ca. 500 m von

meinem damaligen Wohnsitze hart an der Pflanzstrasse der Plantage Sehrapoh, und der vor 2 Jahren für den Tabaksbau kultivierte Boden war wieder mit undurchdringlichem, 3—4 m hohem Dschungel bedeckt. Der javanische Wächter des Herrn P. bewohnte eine kleine Hütte auf nur ca. 80 Schritte Abstand vom Hause seines Gebieters, und um sie herum hatte er einen Garten mit meterhohe Stauden tragenden Kartoffeln (Ubi caju) angelegt, der, wie man mir sagte, von Sauen des Nachts öfters besucht wurde. Zu meiner unbeschreiblichen Freude fand ich dies bei einem Morgengange am anderen Tage bestätigt, und zwar hatten die Sauen ungestört unter den Knollen „gewütet", zumal sie sich längst an die Erdschollen gewöhnt hatten, mit denen sie der ob dieses unreinen Besuches erboste Javaner (Mohammedaner) schon Wochen hindurch bewarf, sobald er sie bei einem nächtlichen Rundgange in seinem Garten brechen hörte.

Heidenfroh war der Kerl, als ich ihm versprach, ihn von dieser „schwarzen Gesellschaft" befreien zu wollen unter der Bedingung, dass er seinem Herrn nichts von dieser meiner Absicht mitteile und mir mitten durch die Kartoffelstauden eine meterbreite Schneise schlage. Ohne irgend jemand ein Wort zu sagen, denn ich mochte nach einem eventl. resultatlosen Anstande nicht noch mehr gehänselt werden, machte ich mich nach völliger Dunkelheit auf und sass um 7 Uhr mit ziemlich günstigem Winde am Ende meiner Kartoffelschneise, die gespannte Büchsflinte über den Knieen, während der kurzen Pfeife gewaltige Rauchwolken entströmten, die ich dann leise über Hände und Gesicht ziehen liess, denn die Zahl der Mosquiten, die mich gierig überfiel, spottet jeder Beschreibung, und es gehörte in diesem Falle ausser einem guten Posten Passion eine Selbstverleugnung zu dem Sau-Anstand, die für manchen unbegreiflich er-

scheinen mag. Aber es galt um meine Jägerehre, die ich von Anfang bis zu Ende hochgehalten und die ich hier als Tropenjäger unangetastet wissen wollte. So harrte ich 3 volle Stunden in diesem schauerlichen Mückenbade in vollster Dunkelheit, da der wenig klare Sternenhimmel mir kaum 30 Schritte Gesichtsfeld gönnte. Alles still, stumm und schauerlich, denn an die Schlangen hatte ich mich damals, es war genau der 8. Tag meines Tropenlebens, auch noch nicht gewöhnt. Plötzlich vernahm ich deutlich ein Brechen und Schmatzen auf kurzen Abstand, konnte aber nicht die geringste Bewegung der Kartoffelstauden erkennen. Die Pfeife glitt behutsam zu Boden, und ebenso vorsichtig erhob ich mich und fasste die Büchse fester, den Finger am Abzug. So stand ich einige Minuten, und nachdem ich mich durch das Ohr genau der Stelle vergewissert hatte, auf der das Wild brach, ahmte ich erst leise, dann vernehmlicher das Pfeifen einer Maus nach. Sehr naturgetreu muss es wohl nicht geklungen haben, denn plötzlich ein kurzes „ua" und wildes Durchbrechen, darauf trat Stille ein, dann wieder eine kurze Flucht, und auf der schmalen Schneise stand ein Schatten, aber nur für einen Moment, denn schon krachte der Schuss und beleuchtete mit langem Feuerstrahl die „abfahrende" Sau.

„Oääa" klangs markerschütternd durch die auf einmal belebte Nacht, noch einen plumpen Fall hörte ich und alsbald Hundebellen, Menschenstimmen. Der javanische Wächter stürmte mit einer Laterne herbei, und vorsichtig durchstöberte ich mit neugeladener Büchse die Pflanzung, das mannshohe Lalanggras, und — da lag er, mein erster Sumatra-Keiler, der Lohn meiner Ausdauer von drei Stunden. (Wie wenig Zeit im Vergleich zu vielen meiner späteren Jagden und doch war's damals schon eine Leistung für mich!) Herr P., durch den Schuss aus tiefem Schlafe geweckt, ahnte nicht, dass

er ihm die rostige Flinte kosten könne, welche ich jedoch nicht annahm, ich schenkte ihm vielmehr einige Pfund Wildbret zur Erholung von dem Schreck und zur Verbesserung seiner Ansicht über deutsche Jäger. Der Gedanke an die Möglichkeit, nachts zu jagen, anstatt sich hinter das schützende Mosquitonetz ins Bett zurückzuziehen, hatte in seinem Jäger (?)-Gehirn keinen Raum. Chinesen, die wohl den Schweiss gewittert haben mussten, waren plötzlich zur Stelle, und bald lag der Keiler, geschickt von ihnen zerwirkt, in der Küche meiner lieben Wirte, bei denen ich die ersten Wochen zubrachte.

Das war das erste Stück Schwarzwild, und weitere sollten folgen.

Einige der von mir geschossenen Sauen verdankte ich dem Zufall, falls ich Pirschgänge aufs Ungewisse so nennen darf, und wiederum einige meinen vorzüglich scharfen, unermüdlichen inländischen Battak-Hetzhunden, deren gute Eigenschaften ich ihnen, offen gesagt, nicht extra andressiert hatte, die vielmehr ihrer natürlichen Veranlagung zuzuschreiben waren. So hetzten sie z. B., es war am 12. November, im dichtesten Walde ein Stück Wild, das sie durch einen kleinen Fluss, in den ich das Wild sowie meine drei Hunde deutlich plumpsen hörte, verfolgten, und diese Hatz zog sich so tief in den Busch, dass ich schliesslich nichts mehr vernehmen konnte. Nach ca. 3/4 Stunde klang wieder das wütende Gekläff an mein Ohr, wieder Klatschen der vier Körper in den Fluss, und 30 Schritte an mir vorbei jagte ein kapitaler Keiler, dessen unaufhaltsamer Flucht meine Kugel und eine sich anschliessende Postenladung ein Ziel setzte. Und nun die Wut und Freude der Hunde, die mit Wonnegefühl ihre Fänge an der Schwarte versuchten! Er war das schwerste Stück Schwarzwild, das ich drüben je erlegte, und sein Gewicht betrug nach Aufbruch 193 Pfund.

Während der Zeit der Hatz hatte ich meinen Standpunkt nicht verändert, ebensowenig ein andermal, drei Tage später. Ich befand mich im bergigen Gelände und stand gerade in einer Schlucht, als meine Hunde mir von weither eine Bache zuhetzten, die den steilen Hang herunterflüchtete, die Schucht durchquerte und im letzten Augenblick, ehe sie im Dickicht verschwand, von mir mit dem besten Blattschuss, den ich je abgegeben habe, erreicht wurde und der sie im Feuer sofort verendet zusammenbrechen liess. Die Kugel sass wie abgezirkelt, Mitte Blatt Ein- und Ausschuss! Das macht des Weidmanns Herze froh, Weidmannsheil und Horridoh!

Was für wunderbare Gebilde sind denn diese Hottentotten-Hütten in Miniatur, die ich da vor mir habe? so fragte ich mich einst, als ich auf eine der im Urwald äusserst selten vorkommenden Lichtungen trat, die anstatt mit Buschwerk mit Lalanggras bewachsen war. Ich zählte deren 8 bis 10 Stück, und da ich mir ihre Bedeutung absolut nicht erklären konnte, machte ich mich schussfertig, suchte vergebens nach dem Eingang, nahm zur Vorsicht noch mein langes Hiebmesser zur Hand und war mit einem tüchtigen Satz auf der mir nächststehenden Hütte, in die ich bis zu den Knieen versank, etwa gerade so, als wenn man auf einen Heuhaufen springt, mit denen jene Behausungen frappante Ähnlichkeit haben. Diese war also von den unbekannten Bewohnern verlassen, und ich hätte doch zu gern ihre Bekanntschaft gemacht!

Donnerwetter, was ist denn das?! Das mannshohe Gras um mich herum wird lebendig, überall springt und schlupft es umher, und ich kann auch nicht das Geringste sehen. Hierhin, dahin halte ich mein Gewehr, komme jedoch nicht zum Abdrücken, verlassen will ich die Heubarrikade aber auch nicht, denn der Teufel mag wissen, worauf ich dann trete. Die Bewegung verzieht

sich nach einer Richtung, und ich recke und dehne den Hals ohne Resultat. Mit einem zweiten entschlossenen Satze bin ich heraus aus meiner Schanze und laufe den anderen Hütten zu, von denen ich sofort wieder eine im Sprung nehme. Diesmal stosse ich aber auf einen harten Körper unter der Wölbung und schlage lang hin. Schweinerei! — wahrhaftig, ich hatte recht, denn neben mir aus einem verdeckten Loch „sauste“ eine Sau und hinterher ein Gewimmel von Frischlingen. Das war also des Rätsels Lösung: „Wochenbetten des Streifenschweins!“ Als ich mich schnell erhoben, sowie vom Staunen und nicht minder Schreck erholt hatte, war's für einen Schuss zu spät, das Rudel war „ausgewandert“, grollend und grunzend ob der verursachten wenig zarten Störung, und das Sauendorf lag still und ruhig wie zuvor, jetzt aber verwaist. Ich untersuchte nun eines dieser „Nester“, das halbkugelig in Meterhöhe aus langem Lalanggras, dicht und kunstvoll fest verschlungen von fussdicker Decke, aufgerichtet war und gegen Regen vollständig geschützt schien.

Eine brühende Wärme schlug mir aus dem sehr sauber und geglättet gehaltenen Inneren entgegen. Um diesen Kessel zu öffnen, musste ich gut 1/2 Stunde mit Händen und Messer arbeiten. Ich glaube auch mit Recht behaupten zu können, dass die Sauen jene Wochenbetten nicht nur des Wetters wegen errichten, sondern um vor allem ihre Jungen und sich selbst vor Tigern und Panthern zu schützen, die keinesfalls durch die versteckten und sehr, sehr eng gehaltenen Ein- und Ausgänge einzudringen vermögen. Bis dato hatte ich eine solche Intelligenz und ein solches Verstandesvermögen in einem Schweinsgehirn nicht vermutet, und man kann ihm hiernach diese Eigenschaften kaum absprechen.

Die interessante Beobachtung machte ich im November, in welchem Monat ich ja auch die beiden letzt-

erwähnten Sauen mit Hilfe meiner braven vierläufigen Gefährten erlegte. Doch ich „sollte noch mehr Schwein“ in jenen Tagen haben, denn es war gerade die Zeit der grossen Überschwemmung, von der ich bereits berichtete und die alles Tiefland in unendliche Seen und Sümpfe verwandelte, so dass das Wild sich auf die Berge und Hügel flüchten musste, um dem sonst sicheren Tode zu entgehen. Sämmtliche sich im Tiefland erhebenden Hügel waren so in zeitweise Inseln umgestaltet. Hier stattete ich am 14. November dem „Schweinsdorf“ meinen Besuch ab und war sicher, diesmal die borstigen Herrschaften zu Hause zu treffen. Im dreisitzigen schmalen Sampan (Canoe), von zwei sehnigen Malayen gerudert, erreichte ich nach einigen Schwierigkeiten und Sturzbädern jene Gegend und sprang ans Land, um mich an einem günstigen Platze aufzustellen, währenddem die Malayen, als Treiber fungierend, die neuentstandene Insel umrudern und nach Möglichkeit Radau verüben sollten. Kaum betrat ich das Innere, als ich auch schon mit dem sofort schussfertigen Gewehr einen Zwerghirsch (Kantjil Blanduk) mit Schrot zur Strecke brachte. (Hier möchte ich aber für meine Person gegen die früher citierte Parodie Verwahrung einlegen und demjenigen der geehrten Hirschgerechten, der dieses zarte Miniatur-Hirschmodell nicht kennen sollte, mitteilen, dass jenes Kantjil nur die Grösse eines starken wilden Kaninchens erreicht.) Ich hing es an meinen Patronengürtel und befand mich bald vis-à-vis dem Sauendorf, wo ich hinter einem grossen Termitenhügel Aufstellung nahm und dem Geläute meiner zweibeinigen Meute lauschte. Da ich auf Tigerspuren gestossen war, hatte ich meine Vollkugel gegen ein Explosivgeschoss vertauscht, und kaum war dies geschehen, als auch schon vor mir, auf 50 Schritte Entfernung, Bewegung in den Grasspitzen entstand, worauf ich mich gebückt hinter dem Hügel, das Gewehr schussbereit, beobachtend verhielt. Der Kolben

lag an der Backe, etwa 8 Schritte vor mir teilte sich der Lalang, und ein Gebräch, dem ein listiges Augenpaar folgte, schob sich sichernd hervor. Ein leiser Druck gegen den Abzug, und wie ein Sack klappte die Sau zusammen. Der Schuss war ein Signal zum allgemeinen Aufruhr, es wurde lebendig im Gras und Gebüsch, und schnaubend, grunzend stürmte ein Rudel gegen die Treiber zurück, die nun ihrerseits schrien: „Toean, ada babi oetan!“ (Herr, es sind Wildschweine da!) und mit Knüppeln und Schreien die Sauen zurückschreckten. In dem hohen, schwanken Grase konnte ich die Bewegungen des flüchtenden Wildes vorzüglich erkennen und wechselte dann auch verschiedene Male meinen Stand, als eine Bache mit 6 bis 10 Frischlingen an mir vorbeiflüchtete, so dass mir kaum Zeit zum Zielen blieb und ich den letzten der Frischlinge mit dem linken Lauf radikal fehlte, wenigstens fand ich nachher keinen Schweiss; die Flüchtigen hatten das Wasser angenommen. Es fehlte an Zeit zum Absetzen, denn schon folgte ein Keiler in wuchtigen Fluchten, den meine Kugel derart in die Halswirbel traf, dass sie ihn sofort umwarf. Schnell wurde er wieder hoch, um mich anzunehmen, brach jedoch glücklicherweise auf 20 Schritte vor mir in die Hinterläufe zusammen, so dass ich nun genügend Frist gewann, schnell neu zu laden und seiner schäumenden Wut mit einem Fangschuss ein Ziel zu setzen. So hatte ich fast mehr Wildbret als nötig und rief die Malayen herbei, damit sie die Strecke in den Sampan brächten. Das Kantjil wurde sehr von ihnen beliebäugelt, aber vom Schwarzwild wollten sie durchaus nichts wissen, denn es sei haram (unrein), und selbst mein Versprechen, ihnen das Kantjil zu schenken, wenn sie die Sauen nach dem Sampan schleppten, konnte sie nicht erweichen. Ich bin sicher, dass der eine sich nur vor dem anderen schämte, denn Gollok, mein bester Jäger, der dabei war, leerte seine Flasche Bier, die ich ihm

stets nach anstrengender Jagd überreichte, mit Wonnegenuss in meiner Badekammer, wohin er sich immer vor den Augen der bösen, verleumderischen Welt zurückzog, und bat da Allah vielleicht auch um Verzeihung, natürlich stets „für dies eine Mal nur“. So liess ich sie dann Rottan suchen, währenddem ich den Sauen die Hessen durchstach, 2 Tragbäume abschlug und nachher mit dem Rottan zusammenband. Hierauf streifte ich an den Enden des Tragbaumes die Rinde, welche die Sauen berührt hatten, ab, und nun half den strenggläubigen Kunden kein Widerstreben und keine faulen Ausreden, denn so trat ich ihrem mohammedanischen Glauben nicht zu nahe, und haram brauchten sie auf die Weise nicht anzurühren, sondern nur schön und glatt geschältes Holz. Da der Sampan die Beute nicht trug, schlugen wir noch 2 Querhölzer, die wir über den Kahn legten; dann hingen wir auf jeder Seite eine Sau, mit den Läufen nach oben, längs des Fahrzeuges ins Wasser, so dass erstere aus demselben hervorragten, worauf das schwanke Gefährt weit höher aus dem Fluss als vorher stand und bedeutend ruhiger den brausenden, Bäume mit sich führenden, wildreissenden Strom hinabglitt. Der Keiler wog aufgebrochen 141, die Bache dagegen, der durch die Kugel der Schädel völlig zerschmettert war, nur 113 Pfd. Sie trug auf der rechten Keule eine 2 cm tiefe und 6 cm lange scharfgeschnittene Wunde. Woher? Vielleicht von Freund und Galan oder Feind, von Keiler oder Tiger.

Und nochmals, am 18. November, hatte ich das Weidmannsheil, etwa 200 m von jener Lalanglichtung, im dichten Wald, eine Bache aus geringzähligem Rudel herauszuholen. Ich hatte dasselbe angepirscht, war aber wahrgenommen worden, und das Rudel verschwand im Dschungel.

Trotzdem folgte ich äusserst vorsichtig noch einige Minuten, als ich ein Stück Schwarzwild durch das

Blättergewirr auf 80 Schritte bemerkte, doch vermochte ich nur hier und da einen dunklen Fleck zu erkennen, ohne dass sich Kopf oder Keulen unterscheiden liessen. Ich gab Feuer, worauf ein Klagen ertönte, das ich nie und nimmermehr für den „Todesschrei" einer Sau gehalten haben würde, so markerschütternd laut und fremd klang er, und trotzdem war es ein solcher, denn als ich hingeeilt, lag die Bache bereits verendet; die Kugel hatte die Kreuzwirbel durchbohrt. Ein Schuss aufs verkehrte Ende, und doch so schnell tödlich verlaufen.

So hatte ich in sieben aufeinander folgenden Tagen fünf Sauen, ein Kantjil, verschiedene Nashornvögel und Tauben erlegt; es war aber auch ein seltenes Weidmannsheil, das ich jedoch besonders dem tagelangen Hochwasser zu verdanken hatte, denn zur Trockenzeit bin ich zu wiederholten Malen im Busch gewesen, ohne auch nur einen Borstenträger gesehen zu haben; z. B. ein Jahr überhaupt keinen.

Ein solches Resultat aber lässt viele aufgewendete Mühe vergessen und zeigt dem getreuen Jünger Dianens wenigstens, dass Ausdauer auch ihre Belohnung findet, sei es früh oder spät, und gerade hierin liegt der Hauptreitz der Jagd und ein ewig neuer Sporn, denn ohne Mühe kein Preis!

Balzjagd auf den Argus-Fasan.

Bereits sind einige Jahre dahin, seit es mir vergönnt war, auf den prächtigsten und stolzesten aller Balztänzer, den vorsichtigen, scheuen Argus (Argus giganteus Tem.), zu jagen, aber als ob es heute wäre, steht sein Bild in unvergesslicher Erinnerung lebhaft vor meinem geistigen Auge. Wer kennt ihn nicht dem Bilde oder wenigstens dem Namen nach, der seine Eigenschaften so vortrefflich wiedergiebt, den malayischen Pfau mit den Argusaugen! Wenn auch weit entfernt

von der schillernden Pracht des ihm nahe verwandten indischen Pfaus (Pavo cristatus), und wenn auch sein Gefieder in lässiger Haltung im allgemeinen sogar als ein recht einfaches bezeichnet werden muss, so ist man doppelt erstaunt und steht wie gebannt, wenn der Hahn zur Zeit der Balz angesichts seiner Hennen die bisher verborgen gehaltene Pracht seines Gefieders mit unbeschreiblicher Grandezza entfaltet. Wenn der Stoss gen Himmel steht und die ausgestreckten Flügel die reich mit „Augen“ bedeckten breiten und die feinpunktierten blauschäftigen Federn, die den Boden fegen, zur Schau bieten, wenn der Argus den mit der kleinen blauen Haube gezierten Kopf mit den blitzenden Lichtern in die Höhe wirft, seinen weithintönenden schrillen Balzruf ausstösst, in koketter Haltung auf seinem eigens zur Balz hergerichteten Tanzplatz einherstolziert und die Hennen auf Kilometerentfernung zu sich heranlockt, so kann der Beobachter dieses ungemein anziehende Bild des eitlen Gecken, hat er es nur einmal im Urwalde erschaut, nie wieder vergessen, und dies um so weniger, als es selbst dem ausdauerndsten Jäger nur ausserordentlich selten gelingt, ein Zeuge dieses Hochzeitsreigens zu sein.

Ich habe noch keinen scheueren Vogel als den Argus kennen gelernt und ihn selbst, obwohl ich mitten in seinem Revier wohnte und seine Stimme morgens, mittags und abends in mein Haus schallte, nur verhältnismässig wenig zu Gesicht bekommen; und doch galt ganz besonders ihm zur Balzzeit mein Besuch. Mein damaliges Haus stand am Rande einer breiten und tiefen abgeholzten Schlucht, die sich nach der einen Seite in die Pflanzung der Plantage erstreckte und sich nach der andern in unberührten, jungfräulichen Urwald verlor. Zwanzig Schritt hinter meinem Hause Urwald, vor mir die Schlucht in einer Breite von ca. 200 m, dann wieder dichter Urwald, durch den sich nur ein breiter Fahrweg,

die einzige Verbindung nach der kultivierten Küste, bergauf, bergab in vielen Krümmungen schlängelte. Es war ein Urwald-Hügelland von nur etwa 80 m Höhe über dem Meeresspiegel, von keiner anderen Lichtung als unsrer Pflanzung unterbrochen. Von meinem Hause aus in gerader Linie höchstens 400 m, also vom doch öfters belebten Fahrwege nur 200 m Entfernung, balzte stetig ein Argushahn, oft stundenlang mit nur kleinen Unterbrechungen (zur Zeit der Balz alltäglich), und reizte mich durch seinen lauten Balzruf „Uau, Uau, Uau“ (malayisch: Burung Uau), der in allen Modulationen vorgebracht wird, bis zu den höchsten Tönen, wobei die Stimme zuletzt grell fast überschnappt.

Es wurde mir nicht schwer, den Balzplatz selbst ausfindig zu machen, denn der Hahn gab mir deutlich die Richtung an, jedoch als ich in die Nähe kam, verstummte er und verschwand ungesehen und ungehört. Der Platz befand sich auf dem höchsten Punkte des Hügelkammes, umgeben von dichtem Gebüsch, Bäumen und Lianengewirr und überschattet von den hohen Kronen der Urwaldriesen. Ein verfallener, verrotteter Baumstumpf begrenzte auf einer Seite die Tanztenne. Mit Recht kann der Balzplatz als solche bezeichnet werden, denn sie war dergestalt von allen Gräsern, Farren, Ästchen und Laub gereinigt worden, dass man deutlich erkennen konnte, der Hahn habe sich freien Spielraum für seinen Tanz verschaffen wollen, damit er seine Füsse oder sein Gefieder nicht verletze oder beschmutze. — Den ganzen Hügelkamm entlang lief ein schmaler Wildpfad, der quer über den Balzplatz führte, und von hier gingen mehrere kleine Pfade nach allen Richtungen auseinander. Auf dem Rückweg begann ich, aber erst auf 20 Schritt Entfernung vom Balzplatz, um den Hahn durch die Veränderung nicht zu vergrämen, die über den erst erwähnten Wildpfad

wachsenden und hängenden Ästchen und Lianen wegzukappen, um mir so einen geeigneteren Zugang zu schaffen. Innerhalb eines Monats versuchte ich wohl fünfzehnmal zu verschiedenen Tageszeiten in dunklem Jagdanzug das Anbirschen, und es gelang mir fast stets, die letzte Entfernung auf dem Bauche rutschend, mich auf Schussnähe heranzuschleichen und zwar bis hinter einen mächtigen Baumstamm, bei dem endlich angelangt ich mich vorsichtig aufrichtete, um meine Glieder zu recken nach der ungewohnten und anstrengenden Kriecherei. Nun versuchte ich das Blätter-, Busch- und Lianengewirr mit den Augen zu durchdringen, um den dicht vor mir balzenden und in den höchsten Tönen entsetzlich schreienden Argus auf dem Boden zu entdecken, Oft hörte der Hahn, ohne ein Geräusch meinerseits, ohne dass ich auch nur die geringste Bewegung gemacht hätte, um die heranschwärmenden Moskitos oder die sich lechzend auf mich schlängelnden Blutegel zu vertreiben, mitten in seiner Balz plötzlich auf und verstummte. Ich glaubte mich trotzdem nicht bemerkt und hielt aus. Wenn der Hahn sich nach einer halben Stunde oder länger noch nicht hören liess, schlich ich mich näher und fand den Platz leer, ohne auch nur einmal durch mein Erscheinen den Argus zum plötzlichen Aufstehen veranlasst zu haben. — Manchmal vernahm ich auf fünfzig und mehr Meter Entfernung vom Balzplatz schweren Flügelschlag, aber den Hahn selbst hatte ich noch nie zu Gesicht bekommen. — Ich stellte neue Versuche an, indem ich mir durch das Gestrüpp von meinem Versteck (dem Baume) aus kleine Schiessscharten und Durchblicke mit dem Hiebmesser schlug, und so gelang es mir, den Hahn wenigstens sekundenlang bald vor diesem, bald vor jenem Ausguck teilweise zu Gesicht zu bekommen, ohne jedoch im rechten Moment den Finger krumm machen zu können. Denn hatte ich vorsichtig den Lauf nach rechts geführt,

so war der Hahn zur Linken, und umgekehrt; hielt ich den Lauf eine Viertelstunde lang nach einer Richtung hin, so war ich sicher, dass der Argus scheu jene Richtung mied; es war zum Tollwerden! In mehr oder weniger langen Pausen hörte ich kurzen Flügelschlag, und der Hahn verstummte für einige Zeit, während welcher ich, kaum zu atmen wagend, am Boden kauerte. Wenn diese plötzlich eingetretene, fast unheimliche Pause tiefsten Schweigens ebenso jäh wieder von dem durchdringenden „Uau etc.“ unterbrochen wurde, schreckte ich förmlich zusammen, so nah erklang nun auf einmal der Balzruf des ersehnten, mit „Argusaugen“ bewaffneten Vogels. — Bei solchem Zusammen- und in die Höheschnellen (in dem Glauben, der Hahn müsse mich bemerkt haben, so nah erklang seine Stimme) erblickte ich in ca. 3 Meter Höhe vom Boden sein Spiel und einen Teil seiner Flügelfedern, doch im selben Moment war er auch wieder lautlos verschwunden, und kurz darauf hörte ich ihn in grösserer Entfernung davonstreichen. Wie ich sofort feststellen konnte, hatte der Hahn auf dem angefaulten oben erwähnten Baumstumpf gestanden, hier längere Zeit still verharrt und dann sein Balzgeschrei wieder begonnen. Dies musste sein Beobachtungsposten gewesen sein, und wie mich eine weitere Untersuchung der Örtlichkeit belehrte, führte ein stark belaufener Pfad von der Rückseite des Stammes nach dem Balzplatz. Hier musste der Hahn stets so plötzlich verschwunden sein, und ich änderte hiernach meinen Jagdplan. Zunächst schlug ich von meinem Versteck aus eine schmale Schneise nach dem Baumstumpf, verdeckte die frühern Durchblicke mit frischen Zweigen und sass am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang in meinem „Schirm“. Die Zweige troffen von feuchtem Tau, und bald fühlte ich Gewehr, Hände, Hals und Gesicht von den widerlichen Blutegeln so bedeckt, dass es mich anekelte und ich entsetzt und schleunigst nach



Argushahn in balzender Stellung nebst Henne

Hause flüchtete, um mir in der Badekammer die verhassten Blutsauger abzulesen und sie durch Feuer und Salz zu vernichten. Wenn die Sonne am höchsten stand und den Boden und die Gesträuche ausgetrocknet hatte, waren diese Bestien weniger zahlreich, und so beschloss ich, nur noch zur Mittagszeit den Balzplatz zu besuchen. Mit trocknen. frischen Kleidern rückte ich aus zum nahen Ziel. Durchnässt von Hitze und Anstrengung beim Anbirschen, langte ich in der Nähe meines Deck-Baumes an und erwartete nach beendeter Pause des Sicherns seitens des Argus den erneuten Beginn der Balz, der nicht lange auf sich warten liess. Noch einige Schlangenbewegungen, und ich konnte mich hinter dem schützenden Baum erheben und brachte meine Flinte sofort in Anschlag auf den betreffenden Baumstumpf. Eine Ewigkeit dünkte mich das Balzgeschrei, untermischt vom Schleifen der Flügelfedern auf dem Boden, bis es plötzlich verstummte und eine schlanke Vogelgestalt vor dem Korn meiner Flinte sass. — Ein Druck, wenige Sätze durchs Dickicht — und der stolze, endlich überlistete Argus lag vor mir verendend auf seinem Ausguck.

Fröhlich eilte ich heim, um die prächtige Jagdtrophäe von fast 2 Meter Länge und über 1 Meter Spannweite sorgfältig abzubalgen und den Balg zu präparieren für spätere Zeit. In starke Stanniolblätter, aus Theekisten, die ich nach Möglichkeit verdichtete, packte ich den kostbaren und mir so wertvollen Balg, reichlich mit Naphtalin bestreut, ein. So konnte er es aushalten, bis ich eine Sendung nach Europa machen wollte, um den Hahn in seiner herrlichen Balzstellung mir zeitlebens zu erhalten. Die Zeit kam, und in freudiger Erwartung, endlich den Balg mal wieder in Augenschein zu nehmen, öffnete ich die langgestreckte Umhüllung, und — mit wahrem Entsetzen fasste ich in die losen Federn, die auch schon teilweise von den gierigen Ameisen an-

gefressen waren, welche von der Haut auch nichts mehr übrig gelassen hatten! — Es vergingen fast 2½ Jahr, ehe ich wieder das Glück hatte, nach langen vergeblichen Versuchen einen zweiten Argushahn zu erlegen, der, von meinem malayischen Jagdbegleiter zufällig aufgestört, direkt über mich wegstrich, und den mein Schuss herunterholte. — Dass es dem Jäger so selten gelingt, gerade den Argus vor sein Rohr zu bringen, liegt zunächst in der ausserordentlichen Scheu des Vogels, der, seiner Grösse entsprechend, genugsam vom zahlreich vertretenen Raubzeug belästigt werden mag, dann aber auch in seinem sich der Natur so ausserordentlich anpassenden Gewande, das es dem Argus ermöglicht, sich, am Boden laufend und duckend, zumal im dichtverschlungenem Urwald, den er nie verlässt, jedem menschlichen Auge zu entziehen. — Dem Eingeborenen des Landes, dem Malayen, fällt schliesslich jeder Argus, auf den er es abgesehen hat, zur Beute, denn jener, mit den Gewohnheiten des stolzen Vogels von Jugend auf vertraut, braucht nur einen Balzplatz ausfindig gemacht zu haben, um einfach auf jedem den Platz berührenden Pfade seine sichern Schlingen, die ich vorstehend bereits beschrieben habe, anzubringen. Gar bald sitzt der Vogel, am Ständer gefangen, fest, und wartet auf seine Erlösung. — Noch lebt der Argus in ungezählten Mengen in den mit Urwald bestandenen Hügeln und Bergen Ost-Sumatras, dank den von Höhen eingeschlossenen mächtigen Sümpfen, über denen Moskitos zu Milliarden wimmeln, aus denen die Fieberdünste aufsteigen und den Europäer von der Kulturarbeit, dem Vernichten des Urwaldes, und weiterem Vordringen zurückschrecken durch das Gespenst der Malaria.

Begegnung mit Elefanten und deren Jagd.

Am 26. November, zur Zeit des Buschkappens, brach ich, begleitet von einem Malayen, namens Sialang,

früh am Morgen auf, in der Absicht, das von diesem übernommene Abschlagen von Wald zu besichtigen, steckte einen Revolver Kaliber 450 sowie mein Jagdmesser in den Gürtel, und war so für den kurzen Gang von etwa zwei Stunden genügend gerüstet. Erst führte mich ein Pfad in den Urwald, und nach etwa $^1/_2$ Stunde erreichte ich mein Ziel. Hier sollte eine neue Tabakpflanzung angelegt werden; ein grosser Teil des zu schlagenden Waldes war unter den Bliungs (Äxte) der Malayen bereits gefallen und bedeckte in wildem Chaos den Boden. In kurzer Zeit sollte er dem Feuer zum Frass werden, denn der Mensch will seinen Gelüsten fröhnen, und denen musste der majestätische Wald geopfert werden. Um über Wurzeln, Stämme und Baumkronen hinweg zu gelangen, hatte ich oft mein Messer zu gebrauchen und die den Weg sperrenden Schlinggewächse durchzukappen. So kam ich in einer Stunde in den düsteren Schatten des jungfräulichen Urwaldes. Den Rückweg wollte ich mir erleichtern, nämlich im stehenden Walde einen Wildwechsel, deren es eine Menge und nach allen Richtungen hin gab, aufsuchen, und auf ihm meiner Wohnung zustreben. Da mein Begleiter behauptete, einen solchen zu wissen, ging er voran, und ich arglos etwa anderthalb Stunden hinter ihm her. Auf meine erstaunte Bemerkung, dass wir noch keine Lichtung, die auf die Plantage schliessen liess, erblicken könnten, sagte er lächelnd, ich möge ganz beruhigt sein, er kenne den Wechsel bezw. Pfad genau. Noch eine und eine weitere Stunde verfloss ohne Aussicht, aus dem Walde herauszukommen. Der Himmel war schwer mit Wolken bedeckt, und da ich für den beabsichtigten, unbedeutenden Gang auch keinen Kompass mitzunehmen für nötig befunden hatte, konnte ich mich bezüglich der Himmelsgegend nicht zurechtfinden. Nun wollte ich umkehren, um die $3^1/_2$ Stunden durch den Busch und $1^1/_2$ Stunde über den geschlagenen Wald zurückzu-

legen, aber mein Sialang erklärte bestimmt, mich in spätestens einer halben Stunde aus dem Walde zu bringen.

Mittagszeit war längst vorüber, und mein Magen wurde ungeduldig; ich hatte in der Frühe ausser Tabak, Papier und Streichhölzern nichts mitgenommen. Mein Pfadsucher stiess plötzlich einen freudigen Ruf aus; vor uns floss ein Bach, — der sein Wasser aber zu unserer Linken weiterführte. Ich stand ratlos, dennn morgens hatten wir ebenfalls einen kleinen Fluss, den Boeloe Telang, passiert, jedoch lief dessen Wasser auch zu unserer Linken, das Flüsschen vor uns konnte also unmöglich der leztgenannte sein, wenn ihn mein Begleiter auch dafür hielt. Er war mit dem besten Willen nicht von dieser Meinung abzubringen, zeigte sich aber erfreut, in der Nähe eines Wassers zu sein, und beschloss, dem Laufe desselben zu folgen; denn nach der Küste zu oder nach einem grossen Fluss musste es schliesslich doch führen. Wir erreichten eine weite Ebene, welche von dem sich immer mehr vertiefenden und verbreiternden Fluss in erschrecklich krummen Windungen durchzogen wurde. Anfangs schritten wir im Wasser vorwärts, da uns hier im Flussbett die Schlinggewächse und Dornen weniger hinderlich waren als im Busch; schliesslich stieg uns das Wasser jedoch bis über die Hüften, wir mussten das Ufer erklimmen, und uns, immer den Fluss in Sicht, mit dem Messer durchschlagen.

Fortwährend stiessen wir auf respektable Mengen von Nashornlosung, waren jedoch auf ein Zusammentreffen mit einem solchen Dickhäuter keineswegs vorbereitet, da uns meine treue Büchsflinte fehlte. Trotzdem nahmen wir die gebahnten Wechsel an, denn ohne diese war das Gehen, zumal dicht am Flusse, durch die Menge von Schilf, Bambus und Rottan, welche Pflanzen in dem feuchten Grunde die beste Nahrung fanden, fürchterlich erschwert. Gegen 4 Uhr nach-

mittags wendete sich endlich mein Malaye zu mir und gestand, was mir schon seit Stunden bekannt war, dass er sich gänzlich verirrt habe. Todmüde setzten wir unsern Gang mühselig fort, denn wir wussten, dass in zwei Stunden finstere Nacht herrschen werde; dazu kein Proviant und keine guten Waffen! Auf der anderen Seite des Flusses knackte und brach es langsam nach dem Ufer, also auf uns zu, durch. Zweifellos war es ein Wild, und ich schöpfte Hoffnung, im günstigsten Fall irgend ein Stück mit dem Revolver erlegen zu können; denn wer konnte wissen, wie lange unsere Irrfahrt dauern würde, und ohne jede Nahrung hätten wir solche Strapazen keine 3 Tage ausgehalten. Leise schlich ich an den Fluss, versank bis an den Hals im Wasser und näherte mich vorsichtig der gegenüberliegenden Seite. Dort stand ein grosser Gettabaum*), hinter dessen mächtigen Wurzeln ich mich barg und auf das vielleicht zur Tränke ziehende Wild wartete. Immer näher, immer lauter kam es heran, 20 Schritte von mir bewegten sich bereits die Pisangstauden, dann ein Fall, und eine derselben lag am Boden. Ich stierte, zum Äussersten entschlossen, dem an den Stauden sich ässenden Wilde gespannt entgegen. Wieder rückte die Masse näher, und wie gebannt stand ich plötzlich vor dem, was sich meinen Blicken nun darbot. So nahe, dass ich mit den Augen in die Höhe sehen musste, brach vor mir der Kopf eines Elefanten durch das Gebüsch, und mit dem Rüssel ergriff er hochhängende Zweige und schlug sie hin und her. Vom Platz verschwinden, den Revolver in die Tasche stecken, in den Fluss springen, hinüberschwimmen, das Ufer erklimmen und den wegeilenden Malayen festhalten, — das war das Werk eines Augenblicks. Letzterer riss sich los und verschwand im Walde, ich — des-

*) Gummibaum. Der Verf.

gleichen. Nach fürchterlicher Hetze standen wir beide bis an die Kniee in einem Sumpf, der uns in der Aufregung so recht als beliebte Suhle der Elefanten erschien und deshalb gerade kein freudiges Gefühl in uns erweckte. Wir verschnauften ein wenig und begannen dann die Suche nach dem Fluss. Von dem Elefanten hörten wir nichts, obwohl Sialang behauptete, er habe ihn an den Fluss herantreten sehen, wohl nur in der Absicht, mich anzunehmen. Endlich stiessen wir auf unsere Wasserstrasse, aber ein zweiter Schreck, wir fanden unsere alten Spuren, waren also im Kreise gelaufen. Missmutig verfolgten wir zum zweitenmale unseren Weg und kamen an einer Biegung des Flusses wieder an die Stelle, wo vorher der Elefant gestanden. Die Dunkelheit war hereingebrochen, aber ich wollte unbedingt aus der Nähe des Dickhäuters und zwar vorwärts. Nach einigem Hin- und Herreden fügte ich mich der Anweisung des Malayen, das Ufer auf der Seite zu betreten, wo vorher der Rüsselträger gestanden, denn jener glaubte sicher, dass er uns durch das Wasser gefolgt wäre. Keine Hand konnte ich mehr vor meinen Augen sehen, trotzdem durchquerten wir abermals den Fluss und stiegen am jenseitigen Ufer ans Land. Meinen Revolver nahm ich in die Linke, während ich mit der Rechten mein Messer erfasste und nun, mit halb geschlossenen Augenlidern vorwärts dringend, mich durch das Holz schlug. Sialang schritt dicht hinter mir. Das Blut stockte, die Glieder versagten. Plötzlich sprang vor mir, unter dumpfem Getöse, etwas vom Boden auf, stiess schreckenerregende Laute aus und flüchtete, nahe an mir vorbei, etwa 50 Schritte tiefer in den Busch, fürchterlich brüllend, schnaubend und trompetend, dass der Boden erzitterte. Ohne Überlegung that ich einige Schritte zur Rechten und fiel bis über den Kopf in den Fluss, gewann schnell das andere Ufer und lauschte. Ein kaum zu beschreibendes Brummen

erklang laut von jener Seite. Dann rief ich: „Sialang, wo bist Du, komm' herüber!" Von weither erscholl die Antwort zurück: „Herr, was war das?" worauf ich rief: „Ein Rudel Sauen, komm geschwind hierher!" Ich hörte einen Fall ins Wasser, und bald stand Sialang, am ganzen Körper zitternd, vor mir. Nun sagte ich ihm, dass es der Elefant gewesen sei, und möglichst leise schlichen wir am Ufer dahin, stiegen dann ins Wasser und wateten resp. schwammen stromabwärts, das Gebrüll hinter uns lassend. Noch etwa 1/4 Stunde hielt die Erregung unsere Kräfte aufrecht, dann aber, trotz aller Energie, versagten sie, ich erfasste eine vom Ufer herabhängende Wurzel und zog mich aufs Trockene. Sialang that desgleichen. Unsere Knie schlotterten, ich nahm einen Arm voll Schilf, schob dasselbe hinter mich, streckte mich darauf und ruhte wohl eine Stunde, ohne ein Wort zu reden. Dann fühlte ich eine angenehme Wärme und ein Kribbeln, das von kleinen Ameisen herrührte, auf deren Lager ich mich niedergelassen. Einzuschlafen fürchtete ich mich, denn ich kannte das Sumpffieber, die Malaria, zur Genüge, und als auch noch ein dünner kalter Regen stundenlang auf uns herabrieselte, blieb ich erst recht auf dem Ameisenhaufen. Nun durchsuchte ich meine Taschen nach Rauchutensilien, aber Tabak, Papier und Streichhölzer waren völlig durchnässt, somit unbrauchbar. Da Sialang auch nicht schlafen konnte, wandte ich mich an ihn mit der Bitte um Tabak und Feuer. Wahrhaftig, er hatte noch etwas, denn als praktischer und mit dergleichen Erlebnissen vertrauter Malaye hatte er sein sämmtliches Rauchzeug in sein Kopftuch gebunden, und so vor zu viel Nässe bewahrt. Ein Feuer hätten wir gern angezündet, um uns gegen die Moskitos zu schützen, doch daran war nicht zu denken, denn alles Holz hatte der Regen durchnässt. Wir drehten uns also einige Cigarretten und rauchten sie, aber mit

geteilten Empfindungen. Bald war auch der Tabak zu Ende, und nun durchwühlten wir unsere Taschen nach trockenem Papier. Ich führte ein dickes Notizbuch, dessen mittlere Blätter nur wenig von der Feuchtigkeit gelitten hatten, bei mir, riss sie heraus, einerlei, ob wichtige Notizen darauf verzeichnet waren, und drehte daraus Papiercigarretten, die uns einen wahren Genuss bereiteten. So verging die schier endlose Nacht. Beunruhigt wurden wir nicht weiter, nur hörten wir hin und wieder uns fremde Tierstimmen. Kaum war es Licht, so trachteten wir die steifgewordenen Glieder beweglich zu machen und brachen dann auf, um den fast aussichtslosen Versuch, aus dem Urwald zu kommen, von neuem zu wagen. Stunden vergingen ohne jede Aussicht. Ich hoffte, auf Leute zu stossen, die, da ich nicht zu Hause eintraf, jedenfalls in den Wald gesandt waren, um mich zu suchen; aber nichts dergleichen war zu hören. Jetzt lernte ich ein Gefühl kennen, das ich bei meinem Begleiter bisher bewundert, und das der Malaye mit den Worten „apa boleh buat“ (etwa „ja, was ist da zu thun!“ „Es hilft doch nichts!“) ausdrückt, nämlich nicht Angst, sondern was noch viel schlimmer ist, stupide Gleichgültigkeit gegen Gefahr und Tod.

Da, gegen 11 Uhr, drang ein Geräusch an mein Ohr, das meine abgestumpften Nerven wieder belebte, ich hörte Menschenstimmen; Sialang schüttelte ungläubig das Haupt. Noch einmal vernahm ich sie und machte Sialang darauf aufmerksam, der mich jedoch besorgt ansah und fragte, ob ich verrückt wäre, denn hier gäbe es keine Menschen. Zum drittenmal hörte ich die Stimmen, und ohne auf meinen Begleiter zu achten, stürmte ich, so schnell es meine müden Glieder und die Schlingpflanzen erlaubten, vorwärts. Rettung! Vor mir lag breit und glänzend der mir bekannte Batang Serangan-Strom, und auf ihm trieb ein mit Chinesen

bemannter Kahn (Sampan). Ich feuerte meinen Revolver ab, winkte und schrie aus Leibeskräften, bis mich die Langzöpfe erblickten, dann ruderten sie heran, und ich sprang in den Kahn, durchdrungen von dem Gefühle der Dankbarkeit gegen ein höheres Walten.

Ich bat um Thee, der mir trotz recht schmieriger Tassen sehr mundete, ebenso wie die mit Oel getränkten chinesischen Strohcigarretten. Noch eine halbe Stunde mussten die Chinesen ihre Kehlen anstrengen, um Sialang heranzurufen; endlich erschien er, stieg in den Sampan und knickte, Allah dankend, bewusstlos in sich zusammen.

Nach kurzer Zeit landete der Kahn auf der Nachbarplantage Tandjong Slamat; ich suchte das erste Europäerhaus auf und machte von der schönen Sitte Gebrauch, indem ich trotz Abwesenheit des Herrn dessen Kleidung nach einem vorangegangenen Bad mit der meinen vertauschte, mir tüchtig auftischen liess und seinem Kognak alle Ehre erwies. Durch einige Zeilen benachrichtigte ich ihn von meiner Ankunft, und als er erschien, erkannte ich in dem Herrn des Hauses Herrn Mürry, einen Bekannten, der das letzte Weihnachtsfest bei mir mitgefeiert hatte. Während wir uns freudig begrüssten, fuhr ein Wagen über die Brücke und in ihm sass mein Manager, der alle Hebel in Bewegung gesetzt und am Abend vorher unter Leitung eines Holländers Hundert und einige Leute mit Gewehren und Hörnern in den Busch gesandt hatte, um mich zu suchen. Auch hier wollte er Signale abgeben und nach mir forschen lassen, welcher Mühe ich ihn durch mein plötzliches Erscheinen freudig enthob. Zu Wagen kehrte ich in mein Heim zurück, brauchte eine tüchtige Schwitzkur und habe glücklicherweise nicht die geringsten bösen Folgen davongetragen, während mein getreuer Pfadpfinder sein Irregehen durch wochenlanges Fieber und eine Augenentzündung büssen musste. Die Lehre, die ich aus diesem Abenteuer zog,

war: nie wieder den Wald ohne einen Kompass zu betreten.

Der Beginn des nächsten Jahres brachte mir die Aufgabe, die Grösse und Bodenbeschaffenheit des Thales, das ich in jenen schreckensvollen Tagen kennen lernte und das mir für eine Tabakanpflanzung günstig erschien, zu untersuchen. Zu diesem Zweck brach ich am 23. Januar frühmorgens mit Kompass und Büchse auf, um einigen Malayen einen Punkt inmitten des Dschungels anzuweisen, von wo aus sie nach angegebener Himmelsrichtung bis zu etwa vorkommenden Hügeln Schneisen schlagen sollten. Die Malayen, es waren fünf, hatten sich für eine Woche mit Proviant versehen, da sie im Walde bleiben und sich eine Hütte bauen mussten, um sich nicht gar zu weit von ihrer Arbeit zu entfernen. Der Anführer derselben, namens Gollok (d. h. Messer), bat mich, ihm für seinen Schutz im Urwald eine Waffe zu geben, und so überreichte ich ihm ein altes Snidergewehr schweren Kalibers und einige Patronen. Da ich den Rückweg allein machen wollte, nahm ich meinen bissigen Battakhund Setan mit und schlug mich mit den Malayen, nach dem Kompass genau nach Nordwest, durch den Wald. Erst mussten wir steile Hügel erklimmen, bergauf, bergab, bis endlich das Terrain etwas flacher wurde, und kleine Bäche und Sümpfe die Hügel ablösten. Nach zweistündigem, angestrengtem Marsch wurde mein Hund unruhig, stürmte dann wild nach einem Sumpf zu unserer Linken und gab Laut. Mit gespannter Büchse lief ich hinterher, um dem Wild den Wechsel abzuschneiden, denn dass es zurückflüchtete, hörte ich an dem Halsgeben Setans. Auf 100 Schritte vor mir, das Dschungel war hier etwas licht, zogen aus dem Sumpf heraus in majestätischer Ruhe drei Elefanten. Ich riss die Büchse an die Wange, um den ersten durch einen Schulterschuss zu lähmen, doch besann ich mich anders, da ich Explosivgeschosse bei mir führte und

erst ein solches statt der im Laufe sitzenden Vollkugel laden wollte. Wie schnell auch das Umladen ging, so waren die Elefanten doch schon zu meiner Rechten hinter dem Dickicht verschwunden, und ich hörte nur meinen mutigen Begleiter, Setan, weiter Laut geben.

Nach kurzer Folge hatte ich einen der Riesen auf etwa 60 Schritte vor mir. Mein Hund sprang ihm vor dem Rüssel herum, den der unruhig werdende Elefant fortwährend hin und her schleuderte, und es schien der Koloss vor dem Hund mehr Angst zu haben als umgekehrt. Da ich befürchtete, dass das seltene Wild flüchtig werden, mir somit entgehen könnte, feuerte ich auf dessen Brust einen Schuss ab. Ein Wutschrei, ein schwerer Fall, hierauf ein Durchbrechen der Unverletzten, dann war alles still. Mein Setan kam zu mir, ich aber lief unwillkürlich eine kurze Strecke zurück, lud von neuem meine Büchse und rief die zurückgebliebenen Malayen herbei. Als ich ihnen mitteilte, dass einer der Dickhäuter gestürzt sei, ging Gollok, der das Snidergewehr führte, und Bajan, ein zweiter Malaye, mit auf den Anschuss, doch alles war verschwunden. Der seitlich von dem Angeschossenen aufgerissene Boden, die unter seiner Wucht zerknickten Bäumchen und der ziemlich reichliche Schweiss erleichterten es uns, der Fährte nachzugehen. Nach kurzer Zeit erscholl wieder das kurz abgebrochene Gebrüll der Elefanten und zeigte mir, wo ich sie zu suchen hatte. Etwas weiter zurück folgten mir die beiden Malayen. Bald erspähte ich die Dickhäuter: der Kranke stand bis an den Bauch in einem Sumpf, die anderen rechts etwa 50 Schritte von ihm entfernt. Ich hatte nur für den Angeschossenen ein Auge, birschte mich an einen grossen Baum heran, der mich völlig deckte, und kam bis auf einige 20 Schritte an den Elefanten. Das Gewehr, mit einer Explosivkugel geladen, zum Schuss bereit, kauerte ich mich nieder. Der Dickhäuter zeigte mir seine Kehrseite, und

ruhig wollte ich abwarten, bis er sich drehen und mir den Kopf als Ziel bieten würde, da krachte ein Schuss hinter mir, und alle drei Elefanten waren, wie in den Boden gesunken, verschwunden; nur von weither scholl das Brechen der Flüchtigen. Bajan hatte das Jagdfieber, und ohne zu bedenken, dass mich der wütende Elefant jedenfalls zuerst angenommen haben würde, feuerte er sein Gewehr auf dessen Keulen ab. Oder that er es gerade deshalb, weil er sich, durch mich gedeckt, ohne Gefahr wusste? Schnell sprang ich im ersten Ärger auf Bajan los, forderte ihm seine Patronen ab und schleuderte sie in weitem Bogen in den Sumpf, damit er mir durch unüberlegtes Schiessen nicht noch einmal die Jagd verdürbe. An eine Folge dachte ich nicht mehr, ich nahm meinen Kompass, und vorwärts ging es durch Dick und Dünn weiter nach Nordwest.

Endlich stiess ich auf den Aloer Gadung-Fluss, jenes Gewässer, an dem ich in erwähnter Nacht den ersten wilden Elefanten erblickt; ich war am Ziel. Eine Genugthuung hatte ich, als ich den Malayen mit zerrissenem Sarong (Bekleidungsstück) und blutenden Beinen ankommen sah; doch in meinem Zorn über die erste missglückte Elefantenjagd hatte ich selbst wenig der Dornen geachtet, somit hingen meine Kleider ebenfalls zerrissen und beschmutzt am Körper herab. Nachdem ich den Leuten die Himmelsrichtungen angegeben, in welchen sie Rintisse (Schneisen) schlagen sollten, trat ich den Heimweg an. Es nutzte mir nichts, dass ich noch Stunden hindurch die verloren gegangene Schweissfährte suchte, und wochenlang gedachte ich ärgerlich des 23. Januar.

Fast ein Jahr verging, ohne dass ich noch einmal einen Elefanten zu Schuss bekommen hätte, obwohl ich mir die erdenklichste Mühe gab und schwache Trupps solcher im Dschungel nahe der Plantage ihren Stand hatten. Nahm ich eine frische Fährte auf, so folgte

ich ihr verschiedenemal 6 bis 8 Stunden, ohne auch nur einen einzigen Elefanten zu sehen. Hierdurch lernte ich jedoch den ziemlich regelmässig innegehaltenen Wechsel derselben kennen, und als mir am 16. Juli gemeldet wurde, dass des Morgens drei Stück auf die Felder der Plantage ausgetreten wären, versuchte ich, sie von zwei Seiten zu bejagen. Die erwähnten Malayen sandte ich auf kürzestem Wege nach dem oberen Alur Gadung-Fluss, denn dort tränkten sich, wie ich früher gesehen, die Dickhäuter, während ich selbst mit zwei Gewehren, begleitet von einem Javanen, den Fährten folgte. Es kam mir jedoch nicht ein Stück Wild zu Schuss. Nur ein Argus stiess seinen Schrei aus, als wir durch den Wald eilten, und verschwand schnell im Dickicht. Nachmittags 4 Uhr erst stiess ich am Alur Gadung-Fluss auf die übrigen Malayen, welche auf die Elefanten zu Schuss gekommen waren. Nicht lange hatten sie gewartet, als sie das Heranwechseln derselben vernahmen. Drei der Schützen führten Snidergewehre, doch nur einer, und zwar obenerwähnter Bajan, hatte den Mut, zu feuern. Während sich die anderen in respektvolle Entfernung zurückgezogen hatten, kauerte er sich hinter einen grossen Baum hart am Wechsel. Der erste Elefant zog vorüber, und auf sechs Schritte schoss ihm Bajan, wie er behauptete, nach der Schulter, worauf der Koloss im Feuer zusammenbrach. Bajan warf sein Gewehr zu Boden und riss sein Parang heraus, um dem Elefanten den Rüssel abzuhauen. Da stand jener auf und nahm den Malayen an. Dieser sprang zwar eilig zurück, doch erreichte ihn sein Gegner und schlug ihn mit dem Rüssel so gegen das Bein, dass Bajan zu Boden fiel. Merkwürdigerweise machte nun der Elefant Kehrt, stiess einen Schrei aus und verschwand im Walde. Dass etwas Wahres an der wunderbar klingenden Sache war, bewies der den Boden färbende Schweiss und der hinkende Bajan, der sich

verschwor, nie mehr mit auf eine Elefantenjagd zu gehen.

Das Jahr verfloss, und ich gab die Hoffnung, meine Sammlung durch den Schädel eines selbsterlegten Elefanten bereichern zu können, auf, denn die Plantage schloss, und ich wollte nach Europa zurückkehren.

Mit schwerem Herzen verliess ich am 16. Dezember desselben Jahres die Gegend, in der ich während meiner Thätigkeit so viel Trauriges, aber noch mehr Freudiges, zumal auf meinen Jagden, erlebt hatte. Ich stieg in einen Sampan (Kahn) und liess mich von 2 Malayen den Batang Serangan- und den Wampu-Fluss hinunterrudern, um die Hafenstadt Tandjong Poera zu erreichen.

Hier blieb ich noch einige Tage bei meinem Freunde Sandel zu Gast und machte von hier aus zu Pferd oder per Flussdampfer noch verschiedene Abschiedsbesuche auf den benachbarten Estates von Langkat. Ehe ich mich nach Singapore einschiffte, wollte ich noch einigen Bekannten in Deli Lebewohl sagen und blieb zunächst bei der mir aus Deutschland befreundeten Familie, bei der ich auch die ersten Wochen meines Tropenlebens verbrachte, noch längere Zeit zu Gast, nachdem ich auf der Fahrt dorthin in Kampong Iney noch eines jener tollausgelassenen Geburtstagsfeste des jedem Delianer bekannten Polen G. Seymkaillo, eines Originals, fast wider Willen hatte mitfeiern müssen. Andern Tags musste ich alle List anwenden, um überhaupt fortzukommen und Vorsprung zu dem Flussdampfer zu erhalten, und kaum war ich an Bord, als die übrigen mich verfolgenden Herren auch schon am Ufer erschienen und mich zurückholen wollten. Sie kamen jedoch zu spät, der Dampfer setzte sich stromaufwärts in Bewegung, und indem ich ihnen noch besten Dank für überreiche Gastfreundschaft zugerufen, winkten unsere Tücher bis zur nächsten Flussbiegung noch herzlich „Lebewohl“. Auf

Umwegen endlich erreichte ich meinen verheirateten Freund, der z. Z. in Bindjey wohnte, einer sehr schönen kleinen Villenstadt, welche mit Medan, der Hauptstadt der Provinz Deli, mittelst einer Eisenbahn verbunden ist. Durch einen in Bindjey wohnenden Arzt erfuhr ich, dass in der südlichen Provinz Perbaoengan Elefanten noch in einer bedeutenden Zahl zu finden wären, und ich da wohl mein Weidmannsheil noch einmal versuchen könne. Mein freundlicher Wirth, Herr Danne, kannte in jener Provinz aus früheren Jahren her einen Herrn, und fragte an, ob er mich für einige Tage bei sich aufnehmen wolle, da ich beabsichtige, auf Elefanten zu jagen. Der Betreffende, Herr Kamstrup, ein Schwede von Geburt und selbst tüchtiger Nimrod wie Sammler, lud mich in liebenswürdigster Weise ein, und so fuhr ich am 15. Januar d. J. mit der Bahn nach der Endstation Perbaoengan.

Vormittags kam ich an und wurde zum erstenmal seit meiner Anwesenheit auf Sumatra mit dem frischfröhlichen „Weidmannsheil!“ empfangen. Herr Kamstrup hatte sich schon grosse Mühe gegeben, um zu erfahren, wo augenblicklich Elefanten ständen, und nach den benachbarten, tiefer im Walde gelegenen Plantagen Boten gesandt. Nach den eingelaufenen Berichten schien im Augenblick gerade keine günstige Zeit zu sein; wohl hatte man da oder dort Dickhäuter wahrgenommen, doch schon vor 5 oder mehr Tagen, seitdem war aber nichts mehr zu hören gewesen. Ich verlor indes noch immer nicht alle Hoffnung und machte mich noch an demselben Nachmittag nach jener Gegend auf, wo die Elefanten vor 5 Tagen gesehen worden waren. Herr Kamstrup setzte seiner Liebenswürdigkeit dadurch die Krone auf, dass er mir seinen inländischen Jäger, Ketjil, als Begleiter mitgab und ihm anbefahl, mir zu gehorchen und solange ich es wünschte, sich mir überallhin anzuschliessen. Ausserdem riet er mir,

statt meines Gewehrs, aus dem ich Explosivkugeln schoss, seine Elefantenbüchse zu führen. Nachdem ich einige befriedigende Versuche mit 40 g schweren Vollkugeln und 7,5 g Pulver angestellt, nahm ich sie dankbar an und gab mein Gewehr an Ketjil.

Es war eben die Regenzeit eingetreten, weshalb die angeschwollenen Flüsse unseren Marsch sehr erschwerten. Erst gegen Abend erreichte ich mein Ziel und wurde auch hier von einem Italiener, Dr. Meier, aufs freundlichste empfangen. Ein Landsmann von ihm, Dr. Masier, der erst vor kurzem sein Vaterland verlassen, wohnte mit ersterem in einem Hause. Der Abend verging im gemütlichen Geplauder und Austausch von Vermutungen, leider war aber auch hier nichts Bestimmtes zu erfahren. Mit Tagesanbruch wollte ich weiter, und Dr. Masier bat, mich begleiten zu dürfen. Da er mit den Schwierigkeiten der Urwaldjagd nicht vertraut war, so teilte ich ihm die voraussichtlichen Strapazen mit, doch schreckten ihn diese nicht ab und er versprach, genau nach meinen Vorschriften zu handeln und mit mir auszuhalten. Noch nachts sandte ich nach den umliegenden malayischen Dörfern Boten, damit sie sich erkundigten, ob vielleicht da oder dort Elefanten auf die Reisfelder getreten wären; doch kehrten alle mit verneinenden Antworten resp. gar nicht zurück. Frühmorgens brach ich dann mit meinen beiden Begleitern nach der Plantage Bengabing auf, welche ganz abgeschlossen in der Ebene liegt und wohin Herr Kamstrup ebenfalls Boten gesandt hatte. Um schneller zum Ziel zu kommen, mietete ich zwei landesübliche Droschken (Caretta sewa), worauf die Fahrt, wenn auch mit Hindernissen, vor sich ging. Weite Strecken des Weges standen fusshoch unter Wasser, eine Brücke war weggeschwemmt, wir mussten sie daher erst einigermassen herstellen und konnten dann die Pferde und hierauf

die Wagen über die schwimmenden Planken bringen. Doch auch dieser Weg blieb erfolglos, denn in Bengabing hatte man die Dickhäuter vor 8 Tagen gesehen, seither aber nicht einen mehr. Missmutig kehrte ich nach Perbaoengan zurück, noch immer nicht ohne alle Hoffnung, denn unzählbare Fährten von Elefantentrupps führten über den Weg nnd bewiesen, dass diese in der Gegend heimisch und nicht als Wechselwild anzusprechen waren. Die europäischen Pflanzer dieser Provinz haben auf der Station einen Klub gebildet, dorthin wandten wir uns, um frischen Mut zu schöpfen, was uns auch bei dem guten Münchener Bürgerbräu, das dort in Flaschen verabreicht wurde, gelang. Mein gütiger Wirt kam abends von Batang Trap, seiner Plantage, angefahren, worauf ich mich mit ihm über die morgige Jagd beriet. In Luftlinie an 4 Stunden weit lag am Sumgei Ular, d. i. Schlangenfluss, ein grosser Sumpf; das sollte der eigentliche Standort der Elefanten sein, und dieser war mein Ziel für die nächsten Tage.

Ehe ich mich zur notwendigen Ruhe niederlegte, liess ich noch die umwohnenden Malayen meine Absicht wissen und versprach demjenigen, der mir bestimmte Nachricht bringen, oder mir eine ganz frische Fährte zeigen würde, eine gute Belohnung. Kaum war ich am Morgen mit Ketjil vor den malayischen Wohnungen erschienen, als auch schon Leute an mich herantraten, welche behaupteten, Elefanten hätten nachts trompetet. Als Masier sich einstellte, schlug ich zunächst den Weg nach Bengabing ein, denn dort sollte in der Nacht eine Herde gewechselt sein. Wahrhaftig, bereits auf grosse Entfernung konnte ich Blätter und Zweige auf dem Weg liegen sehen, die abends noch nicht dagewesen waren und beim Näherkommen bewiesen, dass sie von einer etwa 15 bis 20 Stück starken Elefantenherde herrührten. Im Graben rechts und links der Strasse hatten

sich die Riesen gesuhlt und waren dann durch dichten Urwald weitergezogen. Ich atmete hoffnungsfreudig auf, und vorwärts ging's, der Fährte nach; doch war es keine Kleinigkeit, sie hier im Walde von den unzähligen anderen älteren Fährten zu unterscheiden, und manchmal standen wir ratlos, wohin wir uns zu wenden hätten. Nach einer etwa einstündigen Folge fanden wir die erste frische Losung, was uns das Suchen sehr erleichterte. Aus dem Wald heraus führten die Fährten auf früher bepflanzte, nun aber mit Lalang (mannshohes scharfes Gras) und jungem Wald bedeckte Tabakfelder; dann kreuzten sie einen Fluss mit steilen Ufern und dick mit Lintas (den grossen, ihres Bisses wegen auch gefährlichen Blutegeln) bevölkert. Doch wir mussten hinüber und zwar so schnell als möglich. Am jenseitigen Ufer angelangt, lasen wir uns die Blutsauger gegenseitig ab und folgten den Fährten weiter. Zu unserer Linken brummte ein Bär, es war indes nicht meine Absicht, die Dickhäuter durch einen Schuss noch mehr zu beunruhigen, und deshalb liess ich Bär Bär sein. Durch einen dicht mit starkem Bambus bewachsenen Sumpf mussten wir mitten hindurch, was wegen der vielen von den Elefanten niedergetretenen und zusammengebrochenen Stangen schwierig genug war. Gerade als wir die Mitte erreicht hatten, erhob sich rings um uns ein Heidenlärm. Wir machten uns schussfertig, in der Annahme, der Spektakel rühre von Elefanten her. Bald bemerkte ich jedoch den Irrtum, denn es waren Schweinsaffen, die wir überrascht, und die nun in grossen Sprüngen durch die Bambusspitzen flüchteten. Endlich lag der Sumpf hinter uns, und aufhorchend scholl das Trompeten von Elefanten auf etwa halbstündige Entfernung zu uns herüber. Um Vorsprung zu gewinnen, lief ich, so schnell es der Wald gestattete, 10 Minuten lang vorwärts, gebot dann meinen Begleitern tiefste Ruhe sowie jegliches Vermeiden von



Battas und ein Chinese beim Zerwirken des von mir erlegten Elefanten.



Ästeknicken und dergl.; sie sollten mir auf 30 Schritte Entfernung folgen und jeden meiner Winke genau beachten. Eine kleine Terrainerhebung gestattete ein leichteres Weiterbirschen, da auf flachem Boden die vielen Pfützen beim Hineintreten Geräusch verursachten. So schlich ich noch eine gute halbe Stunde vorwärts, mich bückend und biegend, um im Wege hängenden Pflanzen auszuweichen, und lugte scharf durch das Blättergewirr. Da sah ich, wie sich etwas bewegte, worauf ich meine Gefährten durch ein Zeichen stillstehen hiess. Schritt für Schritt rückte ich, vorsichtig und möglichst Deckung suchend, vor und nahm einen, zwei, drei Elefanten wahr, die ruhig im Waldesschatten standen und nur die mächtigen Ohren hin und her bewegten. Zwei Kugeln hatte ich geladen; ich nahm noch zwei andere in die linke Hand, steckte einige Patronen zum schnellen Gebrauch in die Tasche und kroch wieder vorwärts, ermutigt durch die Gewissheit, dass ich nie wieder so seltenes Wild vor die Büchse bekommen würde. Ich kam den Elefanten so nahe, dass ich meines Schusses sicher war, streckte mich auf die Erde nieder — denn ruhig war meine Hand in diesem Augenblick gerade nicht —, legte die Doppelbüchse auf eine Wurzel, zielte ruhig nach dem Auge des einzigen Bullen, den ich erblickte, und gab Feuer. Der riesige Körper des Getroffenen erzitterte, und langsam brach der Koloss, ohne einen Schritt zu thun, in die Knie zusammen. Rings um uns erscholl ein fürchterliches Getöse, der Erdboden erzitterte, denn der grösste Teil der Herde, die, für mich unsichtbar, im Dickicht gestanden, flüchtete unter Schnauben und Trompeten zu unserer Rechten in den Busch.

Vier Elefanten jedoch, und gerade die, aus deren Mitte ich mir mein Opfer gewählt, wechselten direkt auf die Stelle zu, an der ich lag. Meine zweite Kugel sandte ich dem ersten nach dem Schädel, und meine

Begleiter, die nun herbeisprangen, feuerten ihre Ladung ebenfalls auf ihn ab. Hierdurch abgelenkt, bog der Elefant, hinter ihm her die drei übrigen, zu unserer Linken ab. Schnell erhob ich mich, lud von neuem und sandte ihm eine zweite Kugel nach der Schulter, während meine Begleiter leider auf den letzten schossen. Alles dies dauerte nur wenige Sekunden, und als ich sah, dass keine Gefahr mehr vorhanden war, eilte ich zu dem Erlegten und gab ihm auf 3 Schritte Entfernung hinter das Ohr den Fangschuss. Noch einmal erzitterte der Rüsselträger, legte sich auf die Seite und verendete. Ein unbeschreibliches Gefühl der Befriedigung durchzog meine Brust, die alle Kräfte fast übersteigenden Strapazen, denen ich mich zur Erlangung einer solchen Jagdbeute die Jahre hindurch unterzogen, hatten endlich ihren Lohn gefunden.

Der Ehrgeiz des Jägers war befriedigt, der Riese der Urwälder Sumatras hatte meine Jagden gekrönt, und frohen Herzens konnte ich aus dem Lande für immer scheiden, das mir Jahre hindurch eine zweite Heimat gewesen. Mitleid mit dem angeschossenen Elefanten und Neugierde zugleich liessen diese Gefühle indes bald in den Hintergrund treten, und so folgte ich der Schweissfährte des Kranken wohl über eine halbe Stunde. Da ich dabei aber immer tiefer in den schauerlichen Sumpf, durch den die Flüchtigen gewechselt, versank, und meine Begleiter, von Müdigkeit überwältigt, nicht weiter konnten, so kehrte ich zu dem verendeten Stück zurück, schwang mich auf seinen Rücken und liess mir den mitgenommenen Kognak und das trockene Brot vortrefflich munden. Den wohlverdienten Bruch, in Schweiss getränkt, steckte ich an den Hut, schnitt als Jagdtrophäe dem Elefanten Schwanz und Zunge ab, worauf wir mit Hilfe des Kompasses in gerader Richtung durch den Wald den Rückweg nach Perbaoengan einschlugen. Um den Er-

legten wieder auffinden zu können, rissen wir unsere Taschentücher in Stücke und banden die Streifen, immer einen nach dem anderen, auf Sehweite an die Zweige.

Im Klub angelangt, wurde ich von den anwesenden Herren sogleich mit Fragen bestürmt und amüsierte mich über die erstaunten Gesichter, als ich den Schwanz des Elefanten zur Erde warf und somit die beste Antwort gab. Herr Kamstrup, welcher abends ebenfalls kam, freute sich herzlichst mit mir, und wir sandten noch spät ein Telegramm an den Photographen in Bindjey, damit er sich tags darauf zu einer Aufnahme einfinde. Am nächsten Morgen verschaffte mir Herr Kamstrup noch 10 Battaker, da diese, wenn sich ihnen Gelegenheit bietet, Wildbret von Elefanten — leider auch selbst Menschenfleisch — zu erhalten, dieses absolut nicht verachten. Für ersteres sollten sie mir den Kopf des Dickhäuters aus dem Walde nach der Station schaffen. Am 18. Januar um 10 Uhr traf der Photograph ein und war nicht gerade erbaut davon, zu hören, dass der Elefant nicht beim Klubgebäude, sondern einige Stunden tief im Walde läge. Erst nachdem ich ihm den Weg dorthin als höchst angenehm und romantisch geschildert, war er zu dem Marsch zu bewegen, doch gern wäre er bei dem Anblick der Blutegel im Sumpfe und Flusse umgekehrt, aber einiges Zureden half, und so erreichten wir unser Ziel. Zunächst liess ich durch die Battaker die kleinen Bäume wegschlagen, damit genügend Licht für die photographische Aufnahme wäre, und mass selbst die Entfernung meines glücklichen Schusses, die genau 29 Schritte ausmachte, sowie die Stärke des Elefanten. Die Gesammtlänge desselben vom Rüssel bis zur Schwanz-

spitze betrug	18 Fuss	6 Zoll,
die Schulterhöhe	8 „	9 „ ,
die Kreuzhöhe	8 „	6 „ ,
und die Rückenhöhe	9 „	— „ .

Der Rüssel hatte eine Länge von .	5 Fuss,	6 Zoll,	
und der Schwanz eine solche von .	3 „	6 „ .	
Vom Scheitel bis zur Kinnlade mass der Elefant	5 „	— „ .	

Die Kugel war hoch links über dem rechten Auge 20 cm tief eingeschlagen. Die sehr abgenutzten braunen Stosszähne wogen nur je 750 g, obwohl der Elefant, dem Zahnbau nach zu schliessen, schon recht alt sein musste. Auch ist mir bei den wilden Elefanten auf Sumatra aufgefallen, dass keiner lange Stosszähne hatte. Der Schädel wog, nachdem Haut und Wildbret abgelöst waren, 121 kg. Der Raum für den Apparat war frei gekappt, und wir gruppierten uns auf dem Elefanten, ich als glücklicher Schütze nahm den Mittelplatz ein, rechts von mir sass Masier und links Ketjil. Die Sonne schien hell, ein: „Bitte recht freundlich“, und die Aufnahme war fertig. Nun stürzten sich die Bataker auf den Dickhäuter und fingen an, ihn mit ihren Parangs zu zerlegen, um an das Feist zu gelangen. Inmitten ihrer Thätigkeit bannte sie der Ruf des Photographen, und so entstand das zweite Bild, auf dem auch ein Chinese zu sehen ist, den ebenfalls der Hunger auf die Beine gebracht hatte. Sechs Mann mühten sich dann, den Kopf aus dem Walde zu tragen. Der angeschweisste zweite Elefant nahm, wie mir Herr Kamstrup wenige Tage später mitteilte, mit der flüchtenden Herde seinen Wechsel über Bengabing, woselbst er vor einem gefällten Baumstamm, welches Hindernis er nicht mehr nehmen konnte, zusammenbrach, und welcher Moment ebenfalls auf der photographischen Platte festgehalten wurde.

Herr Kamstrup hatte versuchs- und spasseshalber aus dem Schwanz der Jagdbeute eine Suppe kochen lassen, die uns vortrefflich mundete. Am nächsten Morgen fuhr ich, nachdem ich mich aufs herzlichste von meinem liebenswürdigen Wirt verabschiedet, nach

